P. o. germ.
55 f.

P. o. germ. Ascher
55 f

W.

B. O

<36614189290016

<36614189290016

Bayer. Staatsbibliothek

S.152.

Hampe del. J.F. Krethlow sc.

00

Orientalische Gemälde.

von

Saul Ascher.

S. 325.

Berlin.
bey Friedrich Maurer 1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die zweite und fünfte der folgenden Erzählungen habe ich bereits im Archiv der Zeit abdrucken lassen. Man hat sie mit Vergnügen gelesen, und mit Nachsicht beurtheilt, und dies ermunterte mich, mehrere Versuche dieser Art aufzustellen, die ich nun hiermit der lesenden Welt übergebe.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ich wünsche, daß sie ihr genügen mögen, und ihre Stimme allein wird es entscheiden, ob der Verfasser in der Folge, mit mehreren Versuchen der Art, hervorzutreten wagen darf.

Inhalt.

Sirtha, oder den Rächer straft seine eigene Rache. ; ; Seite 1

Murat, oder Weisheit ist das Kind der Erfahrung. ; ; 57

Alimelek, oder nur Anspruchlosigkeit schafft ein weises Glück. ; 100

Schach Hallum, oder das goldene Bruchstück. ; ; ; 154

Saled, oder wie muß man Wahrheit sagen. ; ; ; S. 199

Kara, oder dem edlen Willen lohnt nicht immer gute That. ; 253

Said, oder nach seinem Berufe muß man Wünsche äußern. ; 293

Orientalische Gemählde.

Sirtha

oder

den Rächer straft seine eigene Rache.

Die Gewandheit, mit welcher Sirtha auf der Salamania *) blies, veranlaßte Muradin, den Pascha von Urfe, ihn schon als Jüngling oft um sich zu sehen; und Sirtha's Talent schuf dem Pascha eine solche Unterhaltung, daß er sie auch in dem Umgang mit ihm selbst nicht weniger zu finden wähnte. Er zog daher Sirtha an seinen Hof, und Sirtha's Benehmen, seine

*) Eine Gattung blasender Instrumente im Orient.

Klugheit, sein Witz erwarben ihm täglich einen größern Einfluß auf die Person des Pascha, so daß er gleichsam als der erste Vertraute und Freund desselben betrachtet ward.

Keinem machten die glücklichen Verhältnisse, in welche Sirtha versetzt ward, eine größere Freude, als seinem Vater Ullam Effendi. Er war ein Mann von einigen Kenntnissen, aber wenigen Geistestalenten. Stets rechtschaffen und bieder in seiner Handlungsweise, verstand er es nie, sich geltend zu machen. Indem er von den mäßigen Einkünften seiner Besitzung nicht fern von Urfe genügsam und zufrieden sich lebte, begann ihn endlich desto lebhafter der Ehrgeiz für seinen Sohn zu beherrschen, als er ihn allmählig zum Günstling des Pascha emporsteigen und bei ihm dessen Talente geltend werden sahe.

Wo Ullam Effendi hinkam, mit wem er in Unterhaltung gerieth, sprach er von den Talenten und Eigenschaften seines Sohnes und der Aufnahme, die er am Hofe des Pascha genoß; und wenn er einsam oder sich selbst überlassen war, schuf sich sein Ehrgeiz stets neue Aussichten

für die Beförderung seines Sohnes zu höheren Ehrenstufen.

Nicht aber allein bei Ullam Effendi, sondern auch in Urfe und in der ganzen umliegenden Gegend erregte das Schicksal Sirtha's das größte Aufsehen. Bewundert und mit unter beneidet ward der junge Mann, der sich der Person des Pascha so zu nähern wußte, und ihn endlich so für sich einnahm, daß er ihn eines Vertrauens würdigte, dessen sich noch keiner zu erfreuen hatte.

Man vergaß aber zu bedenken, daß der Pascha im Grunde gegen Sirtha kein großes Vertrauen zu hegen hatte, weil die innern Verhältnisse seines Geistes sich nicht in größere Krümmungen verlohren, als er in seinen Handlungen äußerte. Der Pascha war mit einem äußerst mäßigen Temperament geboren. Er ward sich nie einer Leere bewußt, die ihn zu einer Unterhaltung, Neigung oder Leidenschaft verleitete, welche irgend eine Aufopferung von Ruhe erforderte. Sein Temperament war es, welches ihn beim Antritt seines Amtes dahin verleitete, sich eine behagliche Sorglosigkeit zu schaffen, die sel-

ten einem Pascha zu Theil ward. Indem sich bei ihm nie eine lebhafte Neigung zum andern Geschlecht regte, fand er, selbst als seine Einkünfte sich vergrößerten, kein Bedürfniß, wie andere Großen, die Hälfte seiner Tage sich mit den Intriguen der Weiber zu beschäftigen, und ihnen einen Theil seiner Selbstheit zu übergeben. Noch weniger hatte er einen Hang sich der Macht, die ihm verliehen worden, mit Nachdruck zu bedienen. Ihm war das Bewußtseyn genug, daß er sie besitze, und um seine Ruhe nicht dadurch gestört zu sehen, hatte er dem Mufti und Kadi die völlige Ausübung des Rechts überlassen.

Des Pascha einzige Zerstreuungen blieben noch Musik und Schachspiel. Und da Sirtha in jener das ausgezeichnendste und erste Talent in der ganzen Provinz verrieth, und klug genug war, sich durch Uebung in dem Letzteren eine vorzügliche Stärke zu schaffen, so war nichts natürlicher, als daß ihn der Pascha am liebsten um sich sah, und an seiner Seite einem öffentlichen Müßiggange nachhing, der, was auch der Argwohn äußern mochte, keine geheimen Laster verbarg.

Sehr starken Eindruck machte zugleich Sirtha's Beförderung auf einen gewissen Obad-Eli, einen sehr reichen Güterbesitzer und Nachbar Ullam Effendi's, dessen Besitzung an die seinige gränzte. Er kannte Sirtha von Jugend auf, und vermochte nicht zu begreifen, wie und warum dieser Jüngling so plötzlich sein Glück gemacht hatte. Er würde sich so oft nicht mit diesem Gedanken beschäftigt haben, hätte er nicht selbst einen Sohn gehabt, für dessen Fortkommen er eine eigene Sorgfalt hegte. Mit scheelem Auge betrachtete er daher das Glück Sirtha's, indem er keine Aussicht hatte für Zelud, so hieß sein Sohn, eine solche Laufbahn eröffnet zu finden.

Zelud war ehemals der Gespiele Sirtha's, und Obad-Eli rieth ihm daher, sich dem Sirtha zu nähern, und durch diese Verbindung Mittel zu finden, in des Pascha Dienst zu gelangen. Täglich war Zelud um Sirtha, und die milde Denkart Sirtha's erstreckte sich endlich so weit, daß er Zelud versprach, bei der nächsten Gelegenheit sich beim Pascha für ihn zu verwenden.

Ein aufmerksamer Zuschauer war Zelud von dem glücklichen Verhältnisse, in welchem Sirtha lebte. Mit Staunen sah er, wie Alles ihm zuvorkommend begegnete, wie jeder nach der Gunst des Günstlings haschte, und sich ihm mit Achtung und Liebe näherte. Wenn er von diesem Anblick erfüllt zu seinem Vater heimkehrte, so konnte er nie Worte genug finden, diesem von dem Ansehen Sirtha's und von dem glückseligen Zustande, den ihm das Schicksal geschaffen, zu erzählen.

Dem reichen Obad-Eli, der es bis jetzt ganz unter seiner Würde hielt, den Gedanken an einen Sirtha zu nähren, flößten die Aeußerungen seines Sohnes eine solche Achtung gegen jenen Jüngling ein, daß er beschloß, beim Ullam Effendi um eine Verbindung desselben mit seiner Tochter anzuhalten.

Die Verehrung, in welcher Ullam Effendi seinen Sohn allgemein sah, reizte in ihm schon einen gewissen Grad von Hochmuth auf; und noch größere Nahrung erhielt derselbe, als Sirtha ihm einen Salem zeigte, der ihm äußerst schmeichelhaft war, und welcher ihm aus dem

Fenster eines der Gemächer zugeworfen worden, welche Maliri, die Schwester des Pascha, inne hatte.

Im Ullam Effendi ging der Gedanke wie ein Lichtfunke hervor, daß unfehlbar Maliri, die Schwester des Pascha, eine Neigung für Sirtha gefaßt habe. Er theilte seinem Sohne diese Vermuthung mit, und äußerte ihm zugleich in der Sprache des herzlichsten Vertrauens: „Nun, mein lieber Sirtha, hat das Schicksal den Augenblick herbeigeführt, der über deine künftige Bestimmung entscheiden soll. Jetzt biete alle deine Weisheit und Vorsicht auf, den Keim zu deiner künftigen Größe zu pflanzen. Widme dich einer Neigung, die dir den Weg zu den höchsten Ehrenstufen bahnt. Noch ist dein Herz unversehrt. Es schlägt noch für keinen der tändelnden Reize des Weibes, die das Herz des Jünglings fesseln, und du kannst Maliri, ohne dir Gewalt anzuthun, lieben.“

Nicht umsonst äußerte sich Ullam Effendi auf diese Art. Maliri war bereits in den Vierzigern. Ihr Aeußeres sollte, nach dem Urtheile

derjenigen, die sie hin und wieder zu sehen Gelegenheit hatten, nicht den reizendsten Anblick gewähren, und Ullam suchte daher seinen Sohn, durch die glänzenden Aussichten die ihm aus einer solchen Verbindung entstehen mußten, für Maliri's Wünsche Empfänglichkeit einzuflößen.

Die Begünstigungen des Schicksals, deren sich Sirtha zu erfreuen hatte, schufen ihm aber eine solche Genügsamkeit, und begränzten so sehr seine Ehrbegierde, daß die Aeußerungen seines Vaters ihn keinesweges zu einer Neigung beseelten, wobei das Herz gemeinhin die erste Stimme haben muß. Von dem Werthe seiner Person befangen, glaubte er nicht die zarteste Seite der menschlichen Natur, die Neigung gegen das andere Geschlecht, zum Hebel seines Fortkommens zu mißbrauchen.

Indeß Ullam Effendi war ganz von den Hoffnungen begeistert, zu denen die Liebe Maliri's seinen Sohn berechtigte. Als daher Obad-Eli einige Tage darauf dem Ullam Effendi den Antrag machte, seine Tochter mit Sirtha zu verbinden, fand er bei demselben nicht eine solche

Aufnahme, als er erwartete. Ullam Effendi suchte durch Entschuldigungen mancherlei Art Obad-Eli so zu beruhigen, daß er wohl merken konnte, er vermeide es, ihm die entfernteste Aussicht zu gewähren, seinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Sehr kränkte es Obad-Eli, gegen den Ullam Effendi sich — wie er es nannte — herabgesetzt zu haben. Er konnte nicht anders erwarten, als daß Ullam beide Hände zu einer Verbindung reichen dürfte, die seinem Sohne den Besitz eines ansehnlichen Vermögens versprach, und seine getäuschte Erwartung würde ihn zu einem offenbaren Groll gegen den Ullam Effendi verleitet haben, wenn ihn nicht ein eigener Umstand besänftigt und seinem Ehrgeiz eine andere Richtung gegeben hätte.

Sirtha hatte nicht verfehlt, seinem Versprechen gemäß, sich für Zelud beim Pascha zu verwenden. Der Kasnadar war so eben mit Tode abgegangen, und Sirtha schlug zu dieser Stelle seinen jungen Freund sogleich vor, dem der Pascha auch ohne Anstand seine Stimme gab. Mit dieser Nachricht ward Obad-Eli von seinem

Sohne überrascht, als er von Ullam Effendi zurückgekehrt war. Man kann sich leicht denken, daß diesem eigenliebigen Manne keine Nachricht erfreulicher seyn konnte, und daß diese ihn wieder mit dem Vater des Sirtha aussöhnte.

Obgleich Zelud nun ein sehr wichtiges Amt am Hofe des Pascha bekleidete, so stand sein Einfluß doch bei weitem nicht im Verhältniß mit dem des Sirtha. Er ward um so abhängiger von diesem Günstling, und mußte sich bequemen, ganz nach dessen Willen allezeit zu handeln. Zelud schien sich zwar darein zu geben; allein es schlich sich doch eine gewisse Unzufriedenheit über seinen Zustand bei ihm ein, die ihn veranlaßte, endlich auf Sirtha selbst mit neidischem Blick hinzusehen.

Der Neid trübt unsere Blicke, und zeigt uns den Freunden verstimmt. Obad-Eli's Scharfblicke konnte der innere Zustand seines Sohnes nicht entgehen. Er sah ihn oft zerstreut, nachdenkend um sich, und er fragte ihn daher einesmals: „Was fehlt Dir, mein Sohn? Deine

gewöhnliche Munterkeit schwindet von Tage zu Tage. Was kümmert dich?“

Es ist nichts, gar nichts! erwiederte Zelud.

„Dich kümmert Etwas!“ fuhr Obad-Eli fort. „Du wirst doch dem Vater nicht verbergen —?“

Man hat im Dienst Verdruß, täglichen Verdruß, sprach Zelud. Es kränkt mich, selbst den, den du für den Beförderer meines Glücks hältst, deshalb bei dir anklagen zu müssen; indeß es ist so. Ich habe keinen freien Willen. Ich muß geben und nehmen, nicht nach dem Befehle meines Gebieters, des Pascha — dann, stehe ich dir dafür, wäre mein Wille der erste — Nein! wie es Sirtha, diesem Günstlinge, beliebt. Er beobachtet, beschränkt einen jeden meiner Schritte.

Der Vater hörte diese ihm sehr gegründete Klage seines Sohnes mit Befremden. „Er tritt dir also nichts von seinem Einfluß ab, dieser Sirtha?“ rief er.

Noch denkt er gewiß nicht daran, erwiederte Zelud.

„Wohlan!“ sagte Obad-Eli mit Nachdruck, „so wollen wir sehen ihm einen Theil seines Gebietes abzujagen. Du hast einen festen Platz darin gewonnen, mein Sohn! Ich sollte denken, wenn wir gute Bewegungen zu machen verstehen, so müßten wir tiefer eindringen können. Ich will den Plan entwerfen.“

Nicht umsonst sprach Obad-Eli mit solcher Zuversicht. Obgleich er nicht sehr viel in der grossen Welt gelebt, so hatte er doch abgesehen, daß die Kälte der Großen gegen die Weiber, oder ihr abgestumpftes Gefühl für dieselben, nur den Männern einen mächtigen Einfluß auf sie zu erhalten vermöge. Obad-Eli erklärte sich daraus sehr richtig die Gewalt Sirtha's über den Pascha, indem es allgemein bekannt war, daß Muradin sich noch nie von den Reizen eines Weibes beherrschen ließ. „Wie?“ dachte er. „Wenn es mir nun gelänge, Muradin für die Reize meiner Tochter empfänglich zu machen, sollte ich meinem Hause nicht einen mächtigen Einfluß bei ihm verschaffen können?“ — Dieser Gedanke fuhr ihm mit Blitzesschnelle durch den Kopf, und er schien sich davon einen solchen

trefflichen Erfolg zu versprechen, daß er ununterbrochen auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen.

Obad-Eli's Lieblingsneigung war es, auf die Pflege seiner Obstgärten große Sorgfalt verwenden zu lassen. Er zog stets die trefflichsten Früchte, und sie waren die Zierde auf den Tafeln der Großen und Reichen in der Gegend weit umher. Seit einigen Jahren hatte er seine Baumschulen in solcher Vollkommenheit angepflanzt, daß er Früchte der Art gewann, die man in den Gärten des Pascha vergebens suchen konnte. Dieses brachte ihn nun auf den Gedanken, durch seinen Sohn dem Pascha selbst einen kleinen Vorrath von denselben überreichen zu lassen.

Der Anblick solcher trefflichen nie gesehenen Früchte überraschte Muradin. Er fragte daher Zelud, woher sein Vater diese Früchte erhalten? und als dieser äußerte, daß er sie in seinem Garten mit großer Sorgfalt selbst ziehe, und sich ein Vergnügen daraus mache, dem Pascha einen köstlichen Genuß vorzubereiten, staunte Muradin. Er wunderte sich, daß seine Gärten ihm nicht solche Früchte lieferten. Seine Neugierde, die Einrichtung

derselben bei Obad-Eli mit eigenen Augen zu sehen, ward rege, und er äußerte daher gegen Zelud: er werde in eigener Person kommen, um die Anlagen seines Vaters in Augenschein zu nehmen.

Auf Zelud machte die Aeußerung des Pascha einen schmeichelhaften Eindruck, und er eilte daher sogleich, seinen Vater auf den Besuch des Pascha vorzubereiten.

Indeß, so überraschend Obad-Eli diese Botschaft auch war, behielt er doch Besonnenheit genug, zu erwägen, welchen Vortheil er für seine Absicht aus diesem Besuche ziehen könnte. Und bald war er damit so aufs Reine, daß er mit Sehnsucht der Ankunft des Pascha entgegen sah.

Nur mit weniger Begleitung trat der Pascha beim Obad-Eli ab. Dieser empfing ihn auf eine der Würde der Person angemessene Art. Der Pascha hatte Gelegenheit, Manches in den Anlagen Obad-Eli's zu bewundern. Endlich nahm Obad-Eli Veranlassung, nachdem er den Pascha überall herumbegleitet hatte, ihn in einem Kiosk abtreten zu lassen, der an einem Flusse, welcher sich

bei seinem Garten vorbeizog, belegen war, und die Aussicht nach einer trefflichen Gegend darbot.

Kaum trat der Pascha hinein, so gewahrte er ein liebenswürdiges, schönes Mädchen, das ihn erst mit Befremden einige Augenblicke betrachtete, endlich sich von ihrem Sitze erhob, schalkhaft ihren Mamerah herabließ, und schüchtern, wie ein junges Reh, davon eilte.

Obad-Eli bemerkte gleich, daß den Pascha dieser Auftritt überrascht hatte. Er unterbrach daher das Stillschweigen, und äußerte: „Laß Dich, mein Gebieter, nicht stören! Es ist meine Tochter, die in diesem Kiosk ihren Lieblingsaufenthalt hat, und durch Deine plötzliche Gegenwart nur verscheucht worden ist.

Indeß hatten die Reize Deri's, so hieß die Tochter Obads, gleichsam zum erstenmal in dem Pascha jene sanften Gefühle aufgeweckt, welche sich beim Anblick einer lieblichen Weibergestalt dem Herzen eines unentnervten Mannes zu bemeistern pflegen; und gleich dem Jünglinge, der seinem Gefühle überlassen, nicht vor der Geliebten laut zu werden vermag, so schien auch der Pa-

scha die Regungen seines Herzens zu unterdrük-
ken. Er schwieg, als Obad-Eli ihm in der schön-
sten Frucht, die er ihm zeigte, seine Tochter
zu erkennen gab. Desto tiefer war aber der
Eindruck, den ihr plötzlicher Anblick auf ihn
machte. Er schien seiner ganzen Stimmung ei-
nen andern Ton zu geben. Deri's Bild wollte
ihn nicht verlassen. Indeß war er bescheiden ge-
nug, den Anstand nicht zu beleidigen, und sich
von dem Aufenthalt Obad-Eli's zu entfernen,
ohne Deri's Erwähnung zu thun.

Guter Muradin! Hättest du gewußt, daß
Obad-Eli vorsätzlich seine Tochter in jenen Kiosk
gebannt, um dich durch ihre Reize zu blenden,
du würdest deine Schüchternheit gewiß nicht so
gemißbraucht haben.

Die aufgefaßte Neigung Muradins für die
Tochter Obad-Eli's verlor sich keinesweges in der
Entfernung, und verrieth sich merklich in seinem
ganz veränderten Benehmen gegen Zelud, den er
jetzt stets mit einer gewissen Milde anredete und
gleichsam einzuladen schien, nicht mehr so zurück-
haltend gegen ihn zu seyn, indem er ihm erlaubte,

jedes seiner Anliegen ihm selbst vorzubringen. Hierdurch gewann Zelud eine gewisse Vertraulichkeit in seinem Benehmen gegen den Pascha, die dieser selbst mit mancher offenherzigen Aeußerung erwiederte.

Zu diesem ganzen Benehmen Muradins gegen Zelud gab das in ihm lebende Bild Deri's den Grundton, und er sah nur einer Gelegenheit entgegen, um gegen Zelud sich über seine Neigung für Deri zu erklären, welche sich bald darbot.

Mit Erstaunen vernahm indeß Obad-Eli von seinem Sohne das umgestimmte Benehmen des Pascha gegen ihn, und dieses freute ihn so sehr, daß er seinem Sohne wieder einen Vorrath von seltnen Früchten für den Pascha übergab.

Zelud hatte Gelegenheit jene Früchte dem Pascha zu überreichen, als er ganz allein war. Kaum erblickte sie der Pascha, so sagte er mit einem auf sie gehefteten Blick: „Sehr schön sind diese Früchte, Zelud; indeß die schönste Frucht, die Euer Vater besitzt, dürfte er mir die vorenthalten?“

Was Obad-Eli besitzt, mein Gebieter! fiel Zelud ein, steht gewiß zu Deinem Gebote. Befiehl!

„Wohlan, Zelud, höre mich!“ sagte der Pascha im vertraulichen Ton. „Wenn Obad-Eli seine Tochter noch für keinen Andern bestimmte, so wird sie Muradin mit Vergnügen aufnehmen.“

Man denke sich das Erstaunen Zeluds, als er vernahm, daß sein Gebieter seine Schwester liebte. Er fürchtete nur, sein Vater möchte dem Vorhaben des Pascha entgegen seyn, indem er entweder Deri bereits für einen Andern bestimmt haben, oder eine Verbindung mit dem Pascha fürchten dürfte. Mit einer ängstlichen Stimmung begab er sich daher zu seinem Vater, und hinterbrachte ihm die Aeußerung des Pascha. Man kann sich leicht vorstellen, daß Obad-Eli darüber beinahe außer sich gerieth, er sah sich nun an dem Ziele seiner Wünsche. „Nun, mein Sohn, freue dich!“ rief er mit froher Stimme. „Der Pascha ist ganz unser. Du wirst dir nun die milde Aufnahme erklären können, die du bei ihm gefunden. Ein guter Vater sorgt für das Glück seiner Kinder. Nun soll der Stolz Ullams schon

gebeugt werden. Zelud wird Sirtha's Rolle am Hofe des Pascha spielen, dafür steh ich. Auf, mein Sohn, eile zurück zum Pascha, verkünde ihm, daß Obad-Eli die Tochter ihm zuführen wird!"

Einen allzugewandten Blick hatte sich Sirtha bei seinem Aufenthalt am Hofe erworben, und es konnte ihm daher nicht entgehen zu bemerken, daß der Pascha auf eine zuvorkommende Art Zelud begegne, und ihm oft manchen vertraulichen Blick und manche freundschaftliche Aeußerung deshalb entzog. Indeß gab dies Alles ihm noch nicht Veranlassung, über die Fortschritte, die Zelud in der Gunst des Pascha machte, einige Bedenklichkeiten zu hegen.

Als aber Obad-Eli mit seiner Tochter in den Pallast des Pascha anlangte, und dieser allgemein seine Neigung kund werden ließ, da schien Sirtha ein großes Licht aufzugehen. Er sah nun wohl ein, daß Zelud in Gemeinschaft mit seinem Vater diesen tiefangelegten Plan durchgeführt habe, um sich an seine Stelle zu drängen. Es kränkte ihn sehr, daß ein Mensch, der durch seine Güte

beim Pascha einen Zutritt gefunden, nunmehr darauf offenbar ausgehe, sich über ihn zu erheben; indeß er verbarg seinen Verdruß so viel es ihm möglich war. Selbst seinen Vater wollte er damit verschonen.

Deri's Verbindung mit dem Pascha schuf Zelud natürlicherweise einen offneren und unbefangneren Zutritt bei seinem Gebieter; indeß hatte der Pascha keinesweges merkliche Spuren von Kälte gegen seinen Günstling Sirtha verrathen. Er mußte täglich noch um ihn seyn, und sogar an seinen Unterhaltungen mit Deri oft Theil nehmen.

Die Gelegenheit, die Sirtha daher hatte, Deri oft zu sehen, verrieth ihm zugleich, daß sie von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Theilnahme und einem schmachtenden Wesen auf ihn ihren Blick hefte. Und Sirtha hatte sich in ihren herzlichen Gesinnungen für ihn keinesweges geirrt.

Noch ehe Sirtha bei dem Pascha in Gunst war, hatte Deri Gelegenheit, ihn in dem Hause ihres Vaters oft zu sehen, und sie faßte in geheim eine Neigung zu ihm. Als nun Sirtha's

Ruf sich allgemein verbreitete, und Deri in ihres Vaters Hause selbst täglich von dem großen Glück, das er gemacht, und von dem Ansehen, in welchem er beim Pascha stände, sprechen hörte, so erhielt ihre Liebe zu Sirtha dadurch gleichsam eine mächtige Nahrung. Indem sie der Vater daher zur Verbindung mit Muradin vorbereitete, nährte sie in ihrem Innern vorzüglich den Gedanken, dadurch Gelegenheit zu haben, Sirtha wieder sehen zu können; und sie nährte ihn mit einer solchen Sehnsucht, daß der liebenswürdigste Mann ihn vielleicht nicht in ihr hätte unterdrükken können. Nun, da sie den Pascha in ihre Arme empfangen mußte, und in ihm einen kalten, besonnenen Liebhaber kennen lernte, der ihrem jugendlichen Herzen sich gleichsam mit Senkblei und Winkelmaß näherte, um desto stärker schmachtete ihr Herz nach Sirtha, den sie so geliebt und geachtet hörte.

Als sie ihn daher in ihrem Gemach, mit allen Reizen des blühenden Jünglings geschmückt, an der Seite des Pascha zum erstenmal sich gegen über erblickte, so mußte ihr Herz zu ihm

hinüberfliegen. Ihr Auge mußte der Verräther ihrer Gefühle seyn, und Sirtha das entdecken, was ihm in der Folge nur allzusehr verdeutlicht ward.

So einladend auch die Reize Deri's für einen lebhaften blühenden Jüngling seyn konnten, so hatte doch Sirtha beim ersten Blick, den er auf sie warf, den festen Vorsatz, das Vertrauen nicht zu mißbrauchen, welches der Pascha in ihn gesetzt hatte, und von seiner Seite eine jede Veranlassung zu vermeiden, die ihn zu einer Treulosigkeit verleiten könnte.

Täglich beinahe sah Sirtha Deri, und immer ward er von ihren Blicken verfolgt. Deri hielt sein zurückhaltendes Wesen für Schüchternheit, oder für einen Mangel an Kenntniß jener Sprache, die ihre Empfindungen durch Blicke ausdrückt. Sie dachte daher darauf, ihm einen deutlichern Ausdruck ihrer Gefühle mitzutheilen.

Eines Tages war sie bei Maliri, der Schwester des Pascha, zum Besuch. Sehnsuchtsvoll erwartete sie den Augenblick, Sirtha vorbeigehen

zu sehen. Sie erblickte ihn, und stracks warf sie ihm einen Salem zu.

Sirtha sah ihn fallen, und bemerkte nur so viel, daß er wieder aus dem Fenster eines der Gemächer Maliri's herkam. Er eilte hinzu, nahm ihn auf, und erklärte sich aus demselben deutlich den Wunsch der Geliebten, ihn am frühen Morgen in dem neuen Kiosk zu sehen.

„Unfehlbar kommt dieser Salem von Maliri," dachte Sirtha. „Ich bin ihren Wünschen bisher nicht nachgekommen. Ich habe mir selbst Stärke genug zugetrauet, meinen Einfluß beim Pascha zu erhalten; indeß die Verbindung Muradins mit Deri drohet meinem Ansehen Gefahr. Maliri bietet mir die Hand, auf dem Wege zu ihrem Herzen mir einen sichern Hinterhalt bei Muradin zu schaffen. Jetzt darf ich sie nicht mehr verschmähen;" und der Entschluß stand nun bei ihm fest, Maliri im neuen Kiosk aufzusuchen.

Selbst die Bedenklichkeit, daß den neuen Kiosk Muradin eigentlich für Deri hatte aufführen lassen, und Maliri ihn nie dahin bescheiden

dürfte, konnte ihn nicht abhalten. Um von keinem beobachtet zu werden, begab er sich schon am frühen Morgen nach dem Kiosk. Wie staunte aber Sirtha, als er beim Eintritt in denselben, statt der ihm unbekannten Maliri, Deri erblickte.

Sie eilte sogleich auf ihn zu: „Hätt' ich dir es, guter Sirtha," sprach sie im herzlichen Tone, „doch nie zugetrauet, daß deine Augen in meinem Blicke weniger lesen dürften, als in meinem Salem. Nicht vergebens hast du mich hier warten lassen."

Sirtha wußte nicht, was er erwiedern sollte.

„O Sirtha!" fuhr Deri fort, „wüßtest du, wie ich dich immer liebte, wie mein Herz schon, als mich noch der jungfräuliche Schleier verhüllte, für dich schlug! — Alles hab' ich damals aufgeboten, dir meine Liebe zu entdecken. Ich konnte keine Gelegenheit finden. Endlich, als mein Bruder den größten Theil seiner Tage um dich zubrachte, suchte ich einen Vorwand, ihn in dem Pallast des Pascha zu sehen. Man wies mir eins von den Gemächern Maliri's an, um ihn dort zu erwarten. Mit Sehnsucht stand ich

am Fenster desselben, um dich zu erblicken. Endlich erschienst du, und ich warf dir einen Salem —"

Also von Euch, Deri, kam jener Salem, und auch der gestrige? rief Sirtha betroffen.

Deri schwieg und lächelte. Sie erwartete schon, daß der Geliebte in ihre Arme sinken, und sie mit seinen innigen Empfindungen beseligen würde.

Deri stand jetzt vor Sirtha mit allen Reizen der Weiblichkeit ausgerüstet, an einem zu Umarmungen einladenden Orte. Er würde ihr nicht widerstanden haben, wenn nicht ein schmerzliches Gefühl ob seiner Täuschung ihn für die herzlichen Empfindungen der Liebe gelähmt hätte; er behielt daher Fassung genug, um sich nicht zu verrathen, ihr zu äußern: Was habt Ihr gewagt, Deri? Hier an diesem Ort ist unser beider Leben in Gefahr. Laßt mich jetzt fliehen —

„Um dich nie wieder zu sehen?" fiel Deri ein.

Dies sagte sie mit einem schmelzenden Nachdruck, der ihre Reize in Sirtha's Augen erhöhete,

und ihn zu einer Theilnahme stimmte, der er nicht widerstehen konnte. Er wankte schon. — Endlich faßte er sich wieder, und die Empfindung zwang ihm nur die Worte ab: Wir wollen uns wiedersehen, Deri; Zeit und Ort will ich dir verkünden!

Mit dieser Aeußerung floh er aber zugleich davon. Deri genügte dieselbe. In seiner Verlegenheit sah sie ein Merkmal seiner Gegenliebe, und diese Ueberzeugung belohnte sie hinlänglich für den ersten von ihr veranlaßten Schritt. Zu dem zweiten, hoffte sie, wird Sirtha der Eindruck beseelen, den sie auf ihn gemacht zu haben wähnte.

Indeß vereinigte sich in Sirtha bei seiner Entfernung von Deri Alles, um in ihm den Eindruck zu vernichten, den sie auf ihn gemacht hatte. Von der einen Seite drängte sich bei ihm wieder das kränkende Gefühl hervor, das ihn bei dem Gedanken: sich in der Liebe Maliri's zu ihm getäuscht zu haben, verfolgte, von der andern, empörte sich seine rechtliche Denkart gegen ein Benehmen, wozu ihn nur seine Sinnlichkeit verleiten konnte. Er machte sich einen Vorwurf,

Deri nicht stracks zu ihrer Pflicht zurückgewiesen zu haben, und konnte für seine letzte Aeußerung keine Entschuldigung finden, die ihm vielmehr von der Art zu seyn schien, daß sie Deri zu mehrerer Entfernung von ihrer Pflicht veranlassen dürfte.

Indem er nun in sich selbst gekehrt umherwandelte, und gleichsam die emporkeimende Neigung zu Deri unterdrücken wollte, ward ihm die Nachricht: daß ein Greis eben angekommen sey, der ihn zu sprechen wünsche. Er eilte zu seinem Gemach und fand Ullam Effendi, seinen Vater.

„Mein Sohn!“ rief dieser ihm zu. „Eine Besorgniß eigener Art führt mich hieher. — Gestern fand sich Obad-Eli bei mir ein. Seine Miene und sein Blick verriethen mir gleich Arglist und Trotz und seine Aeußerungen entsprachen meiner Vermuthung. Ich komme, Ullam Effendi, sprach er, um bei Euch anzufragen: ob Ihr Eure Besitzung mir für tausend Zechinen überlassen wollt? Sie ist mir gar zu gut gelegen, und da ich meine Gartenanlagen erweitern will, so werdet Ihr mir sie überlassen müssen. — Sein Antrag mußte mich sehr befremden, und ich erwiederte ihm daher mit schnei-

dendem Nachdruck: Müssen? Kein Mensch muß müssen. — Ihr kennt, Ullam, fuhr er fort, meinen jetzigen Einfluß beim Pascha. Weigert ihr euch, so kostet es mir nur ein Wort, um mit Gewalt zu erlangen, was ihr mir jetzt vorenthalten wollt. — Was meinst du nun hierzu, mein Sohn? Sollte es mit deinem Ansehen beim Pascha dahin gekommen seyn, daß du deinen alten Vater nicht bei der von seinen Eltern ererbten Besitzung zu schützen vermagst? Wo sollte ich auf meine alten Tage umherziehen, und einen Ort der Ruhe finden, wenn ich einem Obad-Eli erliegen müßte? Und wie würde ich den Gedanken ertragen können, anstatt in meinem Sohne Schutz zu finden, durch seine schwindelnde Größe auch über mich Schmach verhängt zu sehen?"

Mit Erstaunen vernahm Sirtha die beunruhigenden Aeußerungen seines Vaters; indeß erwiederte er ihm mit gefaßtem Ausdruck: „Laßt Euch von dem Trotz eines übermüthigen Thoren nicht irre machen, mein Vater. Noch ist es dahin nicht mit Sirtha's Ansehen beim Pascha gekommen.

Begebt Euch nur ruhig nach Hause und überlaßt mir die Sorge für Euren Schutz."

Mit solcher Zuversicht auch Sirtha seinen Vater beruhigte, waren doch die Besorgnisse des Alten nicht ungegründet. In der That war Obad-Eli die Gegenwart Sirtha's ein großes Hinderniß, und er sann stets auf einen Plan, wodurch er Sirtha vom Pascha entfernen dürfte. Endlich gerieth er auf den Einfall, beim Pascha einen Antrag durchzusetzen, der ihm unfehlbar seinen Zweck sollte erreichen helfen.

Durch Zelud ließ er nun dem Pascha vorstellen, wie er allen Fleiß und alle mögliche Aufmerksamkeit anwenden dürfte, in Muradins Provinz die schönsten und besten Früchte zu ziehen, wenn er nur den Umkreis seiner Besitzungen zu vergrößern Gelegenheit hätte. Es käme bloß auf den Pascha an, dem Ullam Effendi aufzugeben, gegen einen billigen Preis ihm seine Besitzung zu überlassen, so wäre seine Absicht erreicht.

Der Pascha fand in diesem Gesuch nichts Arges. Er entgegnete Zelud auf diesen Antrag: „Was bedürfen wir hier der Weitläuftigkeiten. Ich werde

mit Sirtha darüber sprechen." — Diese Vertröstung des Pascha ward dem Obad-Eli hinterbracht, der nun eilte, Ullam Effendi auf seinen beim Pascha gemachten Antrag vorzubereiten, welcher sogleich von seinen Besorgnissen daher Sirtha unterrichtete.

Auf Sirtha hatte die Rede des Vaters und der ihm hinterbrachte Antrag des Obad-Eli einen schneidenden Eindruck gemacht. Er schien plötzlich eines Gefühls, von dem umgestimmten Verhältnisse, das sich zwischen ihm und dem Pascha entwickelte, theilhaftig zu werden. Mit lebhafteren Farben mahlte ihm seine Einbildungskraft die Wirksamkeit Obad-Eli's und seiner Kinder, ihm die Gunst des Pascha zu entziehen, oder ihn in seinem Einflusse auf denselben zu beeinträchtigen. Er wollte nun selbst eine große Veränderung in des Pascha Benehmen gegen ihn bemerken, und in jeder seiner Aeußerungen eine gewisse Kälte finden. Dieser Gedanke trübte die Heiterkeit seiner Seele, machte ihn mürrisch, übellaunig und auffahrend.

Er mied selbst den Anblick des Pascha, aus Furcht seiner Stimmung zur Unzeit gegen seinen Gebieter freien Lauf zu lassen. Der Pascha vermißte ihn und ließ ihn daher zu sich rufen. Mit seiner gewöhnlichen Milde empfing ihn Muradin. Sirtha sah darin Verstellung. Der Pascha kam endlich bald auf den Antrag Obad-Eli's. Er äußerte gegen Sirtha, daß er es gern sehen würde, wenn Ullam Effendi seine Besitzung dem Obad-Eli überließe, und er wünsche, daß er seinem Vater in der Rücksicht diesen Antrag wiederholen möchte.

Sirtha konnte seinen Unwillen nicht unterdrücken. „Verzeih, mein Gebieter!“ sprach er. „Ich werde meinem Vater diesen Antrag nicht machen. Ich kenne seine Anhänglichkeit an das Erbe seiner Vorfahren; er würde es nur mit kummervollem Herzen verlassen, das weiß ich, und ich mag nicht der Erste seyn, der ihn kränken will.“

So will ich ihm selbst meinen Willen kund machen. Ich habe Obad-Eli mein Wort gegeben, für —

„Ich weiß,“ fiel Sirtha heftig ein, „daß Obad-Eli jetzt mehr über euch vermag, als ich.“

Vergeßt Euch nicht, Sirtha! Rief der Pascha. Mein Wille herrscht.

Selten sprach Muradin mit Nachdruck, am wenigsten gegen Sirtha; indeß die Aeußerung Sirtha's verdroß den Pascha sehr. Er glaubte daraus folgern zu müssen, daß Sirtha des Glaubens sey, er habe Einfluß auf seine Handlungsweise gehabt, und daß dieser jetzt Obad-Eli werde. Eine Erinnerung, die sich kein Großer gern machen läßt.

Sirtha dachte wieder, aus dem noch nie vom Pascha gegen ihn behaupteten Tone folgern zu müssen, daß er die Gunst seines Gebieters gänzlich verloren und dieser die Abtretung der Besitzung von seinem Vater zu erzwingen beschlossen habe.

Der peinigendste Gedanke blieb ihm nun, seinem Vater die trübselige Nachricht von seinem Falle zu hinterbringen, und auf die bedenklichen Folgen, die er für ihn haben dürfte, vorzubereiten. Er konnte sich nicht entschließen, ein Zuschauer von dem traurigen Eindrucke zu seyn, den dies auf den von ihm geliebten Greis machen dürfte, und er

verschloß daher seinen Harm einige Tage in seinen Busen.

Indeß hatte der Pascha seinen Dragoman, einen biedern und edlen Mann, an Ullam Effendi gesendet, um mit ihm über den Kauf seiner Besitzung sich zu vereinigen. Der Dragoman bot ihm ein-, zwei-, dreitausend Zechinen, Ullam Effendi blieb dabei: seine Besitzung sey ihm nicht feil.

Endlich rückte der Dragoman mit dem letzten Antrag hervor, um den Kauf in Güte zu bewerkstelligen; er äußerte nämlich: daß der Pascha ihm eine von seinen Besitzungen einräumen wolle, die an Werth die Besitzung Ullams selbst übersteigen dürfe. Auch hierzu wollte sich Ullam nicht bequemen. „Der Besitz meines kleinen Eigenthums,“ sprach er, „erhält in mir das Andenken an meine edlen, biedern Vorfahren, das mich zur Tugend und Redlichkeit beseelt. Dafür sollt' ich das Eigenthum eines Pascha eintauschen?“

Der Dragoman war nicht allein ein rechtlicher, sondern auch ein kluger und feiner Mann.

Er äußerte daher Ullam Effendi, es nicht dahin kommen zu lassen, daß der Pascha seine Gründe für Eigensinn achte. Um seinem Gebieter hierzu keine Veranlassung zu geben, rieth er ihm, sich auf verschiedene Besitzungen des Pascha mit ihm hinzubegeben, unter dem Vorwand, sie in Augenschein zu nehmen; und wenn er dann noch äußern sollte, daß ihm keine für seine Besitzung genüge, so dürfte dies dem Pascha vielleicht nicht so auffallen.

Ullam Effendi hielt die Erinnerung des Dragoman der Klugheit angemessen, und er machte sich daher mit ihm auf den Weg.

Während dieses vorging, hatte Sirtha so viel über sich gewonnen, den Entschluß zu fassen, sich zu seinem Vater zu begeben und ihn auf jeden möglichen Fall vorzubereiten. Er kam auf dessen Besitzung, und mit Erstaunen vernahm er seine Abwesenheit. Man konnte ihm nicht mehr hinterbringen, als daß er mit einem Abgeordneten des Pascha sich hinweg begeben habe.

Bei dieser Nachricht bildeten sich Vermuthungen verschiedener Art im Innern Sirtha's.

Seine mißgestimmte Seele machte sie ihm düster und traurig genug, um den trübseligen Gedanken in ihm aufkommen zu lassen: Obad-Eli habe es durch seinen Einfluß unfehlbar dahin gebracht, daß der Pascha Alles aufgeboten, seinem Vater die Besitzung zu entreißen.

„Gewiß soll hier die List der Gewalt zu Hülfe kommen,“ dachte er. „Sie haben ihn entfernt, meinen Vater. Wer weiß, wohin sie ihn geführt, um von ihm die Abtretung seines Eigenthums zu erzwingen. Sie werden es vermögen, der Gewalt ein rechtliches Ansehen zu geben, und mein Vater und ich werden unterliegen müssen. O schreiende Ungerechtigkeit, die meine Rache verdient!“

In dieser verzweifelnden Stimmung irrte er umher. Einen Abscheu flößte ihm der Gedanke an Obad-Eli, Zelud und selbst an Deri ein. Sie dachte er alle einverstanden, um seinen und seines Vaters Untergang herbeizuführen. An ihnen eine bittere Rache zu nehmen, sann seine mit Haß gegen sie erfüllte Seele.

„Dank Alla und seinem Propheten!“ rief Sirtha endlich mit schadenfroher Stimmung. „Du wirst gerächt, mein Vater! Tauch', Sirtha, in Gift dein Bewußtseyn, und der Sieg ist dein!“

Deri sollte ihm den Weg bahnen, Obad-Eli's Untergang zu bereiten. Er war zu sehr von der brennenden Liebe Deri's zu ihm überzeugt; sie, wußt' er, sähe sehnsuchtsvoll dem Augenblick seiner Umarmung entgegen. Ihr suchte er daher durch einen Sklaven die Weisung zu geben, in einer der nächsten Abendstunden sich in dem neuen Kiosk einzufinden, wo er mit offnen Armen sie empfangen würde.

Dieser Sklave erhielt zugleich die Weisung, Deri in dem angewiesenen Kiosk zu erwarten. Ihm gab Sirtha auf, sie in sein Gemach zu geleiten.

Indeß wußte Sirtha zugleich Deri bei dem Pascha von unbekannter Hand anzuklagen. Es ward nämlich Muradin durch ein Schreiben entdeckt, daß Deri's Liebe zu ihm Heuchelei sey; daß sie sein Zutrauen entweihe, indem sie ihre Neigung gegen einen niedrigen Sklaven verschwende,

mit dem sie ihre Zusammenkunft im neuen Kiosk habe, und wobei sie noch diesen Abend überrascht werden dürfte.

Der Pascha staunte ob der Angabe des Unbekannten. Sie erregte in ihm einen lebhaften Verdacht, und er machte sich selbst Vorwürfe, sein Zutrauen gegen ein Geschlecht mißbraucht zu haben, von dem ihn das Schicksal bisher entfernte. Indeß erhielt er sich doch Besonnenheit genug, um den Gedanken zu nähren, sich von der Nachricht eines Unbekannten nicht hinreißen zu lassen, sondern sich von dessen Angabe zu überzeugen.

Seine vertrautesten Sklaven beauftragte daher Muradin, die Wege zu den verschiedenen Kiosks zu bewachen, und ihm über das, was sich ihren Augen entdecken sollte, sogleich Nachricht zu ertheilen.

Keinen Argwohn faßte indeß Deri gegen die Weisung, welche ihr von Sirtha hinterbracht ward. Lebhaft standen vor ihrer Seele noch die letzten Worte, mit welchen er sie verlassen hatte: „wir wollen uns wiedersehen, Deri; Zeit

und Ort will ich dir verkünden.“ Täglich sah sie einem Winke von Sirtha entgegen. Sie traute ganz seiner Betheurung, dachte nur an ihn, an seine Liebe und an seine Umarmung. Nun, als der Wink ihr ward, der sie rief an den Ort, wo sie die längst ersehnte Feierstunde ihrer Gefühle verleben sollte, da eilte sie mit raschem Schritte dahin. Unbemerkt wäre ihr leiser Tritt dem wachsamen Ohr der lauschenden Sklaven geblieben, wenn nicht der falbe Mond sie ihrem spähenden Blicke gezeigt hätte.

Während dem Pascha, von dem, was man gesehen, Nachricht ertheilt ward, und er in eigener Person mit verschiedenen seiner Verschnittenen in aller Eil sich nach dem Kiosk begab, war Deri bereits in demselben angelangt. Wie staunte sie, als sie sich von einer ihr unbekannten Stimme empfangen hörte. Sie erschrak, hielt mit ihrem Schritte ein, und war schon im Begriff zurück nach ihrem Gemache zu eilen, als sie vor dem Eingange des Kiosks bereits das Geräusch einiger Männertritte vernahm. Sie glaubte sich überrascht. Von Furcht und Schrecken

hingerissen, behielt sie aber doch noch so viel Gegenwart des Geistes, nach einer ihr bekannten Hinterthüre des Kiosks zu fliehen, und durch diese sich aus dem Gebiete des Pascha zu retten. Das immer näher kommende Geräusch schien auch dem Sklaven von keiner guten Bedeutung, und er machte sich daher durch eben jenen Schlupfwinkel davon.

Muradin trat nun mit seinem Gefolge in den Kiosk hinein. Wie staunte er, als er niemand darin gewahrte. Mit drohenden Vorwürfen erschütterte er seine Getreuen. Ihre Betheuerungen, eine weibliche Gestalt gesehen zu haben, hätten ihn keineswegs besänftigt, wenn er nicht auf den Gedanken gerathen wäre, sich sofort ins Gemach Deri's zu begeben, und sich dort näher von seiner Vermuthung zu überzeugen; und nun, als er sie dort vergebens suchte, traute er der Aussage seiner Sklaven.

Noch nie war Muradin von einem solchen Zorn entbrannt. Die Treulosigkeit seiner Gattinn kränkte ihn sehr, und er gab die gemessensten Befehle, ihrer Flucht auf die Spur zu kommen.

Deri irrte indeß schon einige Stunden umher. Sie verbarg die, nach untergegangenem Monde, angetretene Dunkelheit der Nacht vor den Augen ihrer Verfolger. Angst und Schrecken beflügelten ihre Schritte, sie fürchtete, im Freien sich durch einige Ruhe zu erholen, und als sie sich erschöpft an Kräften fühlte, entschloß sie sich vielmehr, in einer der umliegenden Besitzungen um einigen Schutz zu flehen.

Sie wußte nicht, in welche Gegend sie auf ihrer Flucht gerathen sey, und eilte daher auf das ihr zunächst liegende Landhaus zu, ohne zu wissen, wem es gehörte. Es war aber die Besitzung Ullam Effendi's, wohin sie das Schicksal leitete. Sie pochte an. Ein Sklave öffnete ihr die Thür. Er sah ein verschleiertes Frauenzimmer, das ihn um ein Unterkommen ersuchte. Der Sklave gewährte ihr zwar den Eintritt, allein er eilte sogleich zu seinem Gebieter, um von diesem Abentheuer ihm Bericht zu erstatten.

Ullam Effendi war am nämlichen Abend mit dem Dragoman von seiner Reise zu den Besitzungen des Pascha zurückgekehrt. Ob er

gleich das Erbe seiner Väter nicht zu verlassen gestimmt gewesen, so war er doch nach reiflicher Ueberlegung darauf zurückgekommen, daß er der Macht nicht dürfte widerstehen können; und da der Pascha ihn für seine Besitzung durch den vorgeschlagenen Tausch ansehnlich entschädigte, so entschloß er sich, die Anhänglichkeit an dieselbe dem Pascha zu opfern. Er war eben mit dem Dragoman in der letzten Abrede wegen dieser Angelegenheit begriffen, als der Sklave ihm die Nachricht von der Ankunft des verschleierten Frauenzimmers hinterbrachte.

Ullam ließ sich sogleich zu ihr hinbegleiten, um sie über den Unfall, der sie zu ihm führte, auszufragen. Allein Deri war so erschöpft an Kraft und Bewußtseyn, daß sie ohnmächtig hinter sich sank, und Ullam Effendi gab daher sogleich Befehl, sie auf ein Zimmer zu bringen, und dort ihr die nothwendige Ruhe und Erholung angedeihen zu lassen.

Sehr befremdend war indeß Ullam die Erscheinung der ihm Unbekannten. Ihr Aeußeres verrieth ihm keinen gemeinen Stand, und er

verfehlte daher nicht, dem Dragoman den sonderbaren Vorfall zu hinterbringen. Nach verschiedenen von beiden Seiten geäußerten entfernten Vermuthungen, begleitete endlich Ullam Effendi den Dragoman ebenfalls in sein Gemach, das er schon am frühen Morgen verließ und seine Reise nach Urfe antrat, um dem Pascha von dem glücklichen Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Indeß hatten die Diener des Pascha bereits bis zum Morgen die ganze Gegend durchstrichen, und keine Spur von Deri auffinden können. Ermüdet kehrten sie schon auf verschiedenen Wegen nach dem Pallast des Pascha zurück. Einer von ihnen war aber so ermüdet, daß er sich auf einen Rasen niederlassen mußte, um sich auszuruhen. Er blickte auf, und gewahrte nicht fern von sich einen Santon. Mit scharfem Blick musterte er ihn und redete ihn endlich an: „Euer Stand ist doch warlich beneidenswerth. Ihr bringet ein freies, unabhängiges Leben hin, indeß unser Eins im Dienste seines Herrn die Nächte selbst opfern muß.“

Wer ist denn Euer Herr? fragte der Santon.

„Der Pascha von Urfe," erwiederte der Sklave.

Nun! der Meinige hat doch wohl mehr zu bedeuten, sagte der Santon. Ich lebe im Dienste Alla's und des großen Propheten, und diese Herren wollen mehr Aufopferung. Wenn Ihr nicht jede Nacht auf Eurem Ohre liegen könnt, habt Ihr Euch zu beklagen. Schon zwanzig Jahre wandere ich umher. Noch nie ist mir's eingefallen, über schlaflose Nächte zu klagen. — Aber hört, guter Freund, ich muß Euch sagen, so viele Nächte ich schon umher irre, hab' ich noch kein Abentheuer erlebt, als mir diese Nacht aufgestoßen ist. — Denkt nur! Ich halte eben in der Mitternacht mein Gebet, so rauscht eine verschleierte Gestalt bei mir vorbei. Sie stand bald still, bald ging sie fort, endlich eilte sie einem nahgelegenen Hause zu, und pochte an. Man öffnete die Thür, und sie fand eine Aufnahme. Ich möchte wohl wissen —

„Das habt Ihr gesehen?" fiel der Sklave ein.

Mit eigenen Augen, erwiederte der Santon.

„Ihr kennt das Haus?“ fuhr der Sklave fort.

Wenn Ihr mit mir zurück wollt, zeig' ich es Euch, sagte der Santon.

„Dann habt Ihr mehr als wir alle gesehen,“ rief der Sklave: „Kommt zum Pascha. Ihr habt eine große Belohnung zu erwarten, wenn Euer Gesicht uns eine Spur von dem verräth, was wir die ganze Nacht suchten.“

Indeß der Sklave mit dem Santon nach Urfe zog, hatte der Pascha, der indeß mit der größten Kränkung die vergebliche Bemühung seiner Diener vernommen, der flüchtigen Deri die Spur abzugewinnen, sich auf den Weg zu ihrem Vater gemacht. Obad-Eli hatte von dem ganzen Vorfall keine Kunde. Sein Sohn Zelud hatte sich den Tag vorher zu ihm hinbegeben, um ihm die frohe Botschaft selbst zu hinterbringen: daß der Pascha sich's sehr angelegen seyn lasse, ihm die Besitzung Ullam Effendi's zu verschaffen. Beide erwarteten aber nicht, daß der Pascha sie selbst mit einer der niederschlagendsten Nachrichten heimsuchen dürfte. Der Pascha arg-

wöhnte wiederum, daß Obad-Eli vielleicht der Flucht seiner Tochter eher auf die Spur kommen, und aus väterlicher Liebe Mittel aufsuchen möchte, sie seiner Ahndung zu entziehen. Er überraschte ihn daher in eigener Person, verkündete ihm die Schmach, mit welcher Deri seine Würde verletzt, und mit furchtbarer Stimme betheuerte er, beim Propheten! diese That zu ahnden.

Der Schrecken, die Verzweiflung Obad-Eli's und Zeluds bei dieser Nachricht überzeugte Muradin, daß sie auch nicht den mindesten Wink von dem Vorfalle mit Deri hatten. Ihr Zustand rührte ihn sehr, er fühlte ganz den Schmerz, in welchem der Vater und der Bruder versenkt waren; und als ihre Aeußerungen und Besorgnisse, um das Schicksal, das ihrer geliebten Deri erwartete, in laute Klagen ausbrachen; als sie zu den Füßen des Pascha lagen und ihr Vergebung erflehten, konnte Muradin nicht seine Theilnahme an sich halten. „Beruhiget Euch," rief er ihnen zu: „Ich fühle ganz, was Ihr empfindet. Meine Rache an Deri soll Euern Schmerz nicht vergrößern. Ihr ist verziehen. Kommt sie wieder

in meine Gewalt, so übergeb' ich sie Euch unverletzt. Aber ihren Verführer will ich meine ganze Ahndung fühlen lassen, das schwör' ich."

Mit dieser Betheurung verließ der Pascha Obad-Eli's Wohnung. Er wollte schon nach Urfe zurück, als jener Sklave entathmet ihm in den Weg trat, der mit dem Santon nach Urfe geeilt war, und nun, da er den Pascha nicht mehr in Urfe fand, ihm zu Obad-Eli nacheilte. Er stellte den Santon seinem Gebieter vor, und dieser erzählte ihm sein Abentheuer.

„Wo war Eure Erscheinung?" rief der Pascha dem Santon zu.

Nicht fern von hier darf es seyn, entgegnete der Santon; laßt mich dahin begleiten und ich zeig' den Ort.

Der Pascha selbst folgte ihm mit seiner Begleitung. Wie staunte er, als der Santon vor Ullam Effendi's Besitzung stehen blieb, und ihm zurief: Hier in dieses Haus verlor sich meine Erscheinung!

Ohne Anstand befahl der Pascha seiner Begleitung, in Ullam Effendi's Haus einzudringen, wohin er sogleich folgte.

Deri befand sich eben auf dem Zimmer Ullam Effendi's. Sie war so erschöpft an Kräften, daß sie erst spät von ihrem Lager sich erheben konnte, und Ullam Effendi hatte sie eben zu sich begleiten lassen, um über ihr Schicksal einige Nachricht einzuziehen. Er hatte Deri nie gesehen, und ihr Anblick befremdete ihn nicht. Deri aber war außer sich, als sie von Ullam Effendi, den sie von Ansehen kannte, sich empfangen sahe, und sie konnte sogar keine Worte finden, als Ullam sie anredete. Ullam, der in der ihm unbekannten Deri eine Unglückliche sah, welche der Schmerz niederdrückte, war eben im Begriff, ihr einiges Zutrauen zu ihm einzuflößen, als das Geräusch, das der Pascha mit seiner Begleitung machte, ihn aufschreckte.

Man denke sich nun Ullam Effendi's Befremden, als er den Pascha bei sich hereintreten sah; und des Pascha Entrüstung, als er Deri an Ullams Seite gewahrte. Sein Zorn hatte

beinahe keine Grenzen. Mit drohendem Blick ging er auf beide zu. „Ist's möglich!“ rief er: „Ullam, Du selbst bist der Verräther? Bei Dir finde ich diese Treulose? Du bist ihr Entführer? Auf, Sklaven, bemächtigt euch seiner! Der Verräther soll diesen Frevel büßen. Ihr steht mir mit eurem Leben für ihn. Ihr Andern, ergreift Deri, und folgt mir!“

Der Pascha entfernte sich sofort mit Deri, und eilte zu Obad-Eli. Ihm übergab er die halb entseelte Tochter mit den Worten: „Muradin hält sein Versprechen! Aber Keiner von Eurem Hause wage es, forthin vor mir zu treten, damit die Schandthat dieser Verworfenen mir nicht in Erinnerung gebracht werde.“ So floh er entrüstet nach Urfe, und zog sich ins Innerste seines Pallastes zurück.

Hier erinnerte sich der Pascha an Sirtha. Er wollte ihn zu sich rufen lassen, um ihm die Treulosigkeit seines Vaters aufzustellen; allein Sirtha irrte in der Gegend von Urfe umher, um nicht Zeuge von dem Unheile zu seyn, das seine nach Rache durstende Seele angerichtet hatte.

Die

Die Abwesenheit Sirtha's bestärkte den Pascha in dem Verrath Ullams und brachte ihn noch heftiger gegen denselben auf.

Als daher der Dragoman, der den Pascha schon den ganzen Morgen erwartet, und nachdem er dessen Rückkunft vernommen hatte, sich, unvorbereitet auf das Vorgefallene, zu ihm begab, fand er ihn mit entrüsteter Laune in seinem Zimmer auf- und abgehen. Kaum ward er von seinem Gebieter erblickt, so rief ihm dieser zu: „Es soll mich Keiner mehr mit seiner guten Außenseite täuschen. Dragoman, macht Euch gefaßt, mich von heute an strenger zu finden. Ein Beispiel sollt Ihr bald sehen, das ich an Ullam Effendi werde üben lassen."

An Ullam Effendi? rief der Dragoman betroffen.

„Man soll meine Güte nicht mehr zu mißbrauchen Gelegenheit haben. Ich werde meine Leute damit verschonen," fuhr der Pascha fort: „An dir, Ullam, will ich es ihnen zeigen!"

An Ullam Effendi? rief der Dragoman wieder.

„Ihr staunet? Wißt Ihr etwa nicht, daß ich in seinem Hause Deri fand? Zu ihm flüchtete sie diese Nacht. — Eine saubere Erscheinung hatte der Santon. Wo ist er, daß ich ihn belohne?“

Verzeiht, mein Gebieter, fiel der Dragoman ein: in Ullam Effendi's Haus fandet Ihr —

„Deri!“ rief der Pascha entrüstet: „Wie ich Euch sage. Zweifelt Ihr —“

Ich denke eben — die sollt' Euch Ullam Effendi entführt haben? entgegnete der Dragoman.

„Ihr zweifelt wirklich, wie ich merke —“ sprach der Pascha.

Daß er sie Euch entführt — fiel der Dragoman ein.

„Wie? Auch Ihr wagt —“ begann der Pascha entrüstet.

Verzeihet, mein Gebieter! fiel der Dragoman abermals ein. Ich weiß, Ihr liebet die Gerechtigkeit: Ihr schätzt Euch glücklich, ihr Schutz und Schirm zu seyn. Ullam ist, das betheure ich Euch, beim Propheten! unschuldig. Er

wich gestern nicht von meiner Seite; er war mit mir, die Besitzungen meines Gebieters in Augenschein zu nehmen. Ich weiß, daß diese Nacht ein Frauenzimmer auf der Flucht ihre Rettung in seinem Hause gesucht. Doch wer —

„Ich habe Deri gefunden! —“ rief der Pascha mit Nachdruck.

Wer weiß, durch welches Mißverständniß — Ich bitte meinen Gebieter, sich näher zu überzeugen — sprach der Dragoman.

„Wohlan! Ich will Euch Folge leisten,“ sprach der Pascha. „Es kann seyn, daß er — Doch man eile zu Ullam Effendi und bringe ihn vor mich. Ich will ihn selbst vernehmen.“

Der Dragoman entfernte sich, und wollte selbst zum Hause Ullam Effendi's sich hin begeben, als er auf dem Wege dahin Sirtha, bleich, entstellt und verwirrten Blickes einherwandeln sah. Der Dragoman wähnte, als er ihn gewahrte, daß das Schicksal seines Vaters ihn so niederdrücke. „Sirtha, wie muß ich Euch erblicken!“ redete er ihn an. „Beruhigt Euch. Sehet in mir einen frohen Boten. Ich hoffe

dem Schicksal Eures Vaters eine günstige Wendung zu geben. Der Pascha hat sich übereilt."

Sirtha erwachte bei dieser Anrede des Dragomans, wie aus einem Traume. Seine Seele trübte eine ganz andere Ansicht der Dinge; und nun hörte er von dem Schicksale seines Vaters, von einer Uebereilung des Pascha. Was redet Ihr, Dragoman? fragte er betroffen. Was ist meinem Vater?

„Wie? Ihr wüßtet nicht, daß Deri diese Nacht aus dem Pallast des Pascha entflohen ist?" sagte der Dragoman.

Entflohen? rief Sirtha.

„Daß sie sich in Eures Vaters Haus gerettet hat," fuhr der Dragoman fort, „dort vom Pascha selbst entdeckt worden ist, und über Eurem Vater die Strafe des Verführers schwebt?"

Himmel! Ist's möglich! fuhr Sirtha erschrocken auf. Mein Vater vielleicht eingezogen, in Gefahr verurtheilt zu werden!

„So ist's!" sagte der Dragoman.

Das ist mein Werk! fuhr Sirtha in verzweifelndem Tone fort. O Schicksal! warum verkün-

detest du mir nicht die Gefahr, in die ich ihn stürzte! Wer kann ihn retten, als ich, der ich dies Unheil schuf!

„Ihr?“ rief der Dragoman betroffen.

O Dragoman! begann nun Sirtha: Ihr seyd ein redlicher, biederer Mann, Euch kann ich es vertrauen. Deri liebte mich; ich verschmähete ihre Neigung; aber Obad-Eli's Betragen gegen meinen Vater, gegen mich, reizte meine Seele zur Rache. Die Neigung seiner Tochter zu mir, veranlaßte mich zu dem Plane, sie in den Armen eines niedrigen Sklaven vom Pascha überrascht zu sehen —

„Das habt Ihr gethan, Sirtha?“ sprach der Dragoman mit Unwillen.

Und nun muß sie der Pascha in dem Gebiete meines Vaters finden, und den Verdacht ihm erregen —!

„So wollte sich das Schicksal rächen!“ fügte der Dragoman nachdrücklich hinzu.

Kommt, Dragoman, rief Sirtha. Führt mich zum Pascha, zu meinem Vater, wohin Ihr

es nöthig findet. Ich will Alles aufklären, jeder Gefahr vorbeugen. Kommt!

Sie gingen beide eine Strecke entlang, so gewahrten sie einen Leichenzug nicht fern von sich vorbeiziehen. Sie wendeten kaum ihren Blick dahin, und ein Sklave kam auf den Dragoman zugeeilt. „Wißt Ihr nicht,“ rief ihm der Sklave entgegen, „wo Sirtha, der Sohn Ullam Effendi's, jetzt ist?“

Was soll er? fragte der Dragoman.

„Er eile, seinem Vater die letzte Pflicht zu erzeigen,“ sagte der Sklave. „Man begleitet eben seine Leiche zur Gruft.“

Himmel, was hör' ich! rief Sirtha.

Ullam Effendi ist todt? sagte der Dragoman betroffen.

„Der Schrecken, die Mißhandlung des Pascha,“ fuhr der Sklave fort, „der ihm gedrohete schmähliche Tod, wirkten so auf Ullam Effendi, daß er bald darauf plötzlich vom Schlage getroffen zu Boden sank und verschied.“

O mein Vater! rief Sirtha mit ängstlicher Stimme, und wollte der Leiche nacheilen. Allein

der Schrecken hatte ihm alle Spannkraft geraubt; er konnte nicht von der Stelle, und tief vom Schmerze gerührt sank er in des Dragomans Arme. Er sammelte sich erst wieder, als die Leiche schon in weiter Entfernung von ihnen war.

Sirtha's erster Ausruf, als er zu sich kam, war: „Wo ist mein Vater? Zu seinem Grabe hin!“

Mit tröstender Stimme sagte ihm der Dragoman: Des Menschen Geist vernimmt in weiter Ferne des Herzens Trauer.

„Wohlan!“ rief er in verzweifelndem Tone, „so will ich auch in weiter Ferne meinen Kummer tragen. Hier straft mich jeder Blick meines Vergehens halber. Hier würde mich die Verzweiflung nicht lange genug leben lassen, um einen Vater zu beweinen. — O Freund, das Schicksal hat sich gerächt! Laßt mich! Ich will es weit umher verkünden: den Rächer straft seine eigene Rache.“

Mit diesen Worten riß er sich vom Dragoman los. Er floh aus dem Gebiete des Pa-

scha von Urfe und irrte unstät im Lande umher. Verzweiflung und Kummer nagten an seinen Tagen, und entrissen ihm bald ein Leben, das die schönsten Hoffnungen schmückten.

Murat

oder

Weisheit ist das Kind der Erfahrung.

Einsam und entfernt vom Kampfplatze der Leidenschaften und Thorheiten der großen Welt lebte Ibrahim Hassan, im Zirkel seines kleinen Haushalts, auf einem zehn bis zwölf Tagereisen von Konstantinopel gelegenen Landhause. Mit den Grundsätzen eines echten Weisen, die er sich in seinem thätigen und bis zu seinem funfzigsten Jahre in den wichtigsten Staatsämtern hingebrachten Leben zu bilden und eigen zu machen wußte, verband er diejenigen liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens, die ihn jene Grundsätze

auszuüben beseelten. Den Ruf seiner Weisheit begleiteten die Segnungen der Armen und Waisen, die in ihm einen Wohlthäter und Vater fanden.

Nur diejenigen Zerstreuungen, welche ein wohlgeordneter Haushalt gewährt, durften seine Einsamkeit beleben. Die angelegenste Beschäftigung in derselben blieb ihm aber die Erziehung seines einzigen ihm vom Schicksal verliehenen Sohns, in welchem er diejenige Neigung zur Tugend aufzuregen sich berufen fühlte, welche dereinst seiner Vernunft einen festern Schritt auf dem Pfade derselben zu sichern vermögend wäre.

Die Jugendjahre des liebenswürdigen Murat wandelten dahin wie ein sanfter Frühlingstag. Und gleich dem jungen Baume, der in einem Treibhause wohlgepflegt, dem Auge im Frühling die Hoffnung zu den schönsten Früchten gewährt, zeigte sich Murat beim Antritt seines Jünglingsalters. Seine Geisteskräfte strebten ihrer Entwickelung entgegen, und der alte Hassan hielt dies für den Zeitpunkt, ihren Wachsthum nicht aufzuhalten; vielmehr entsprach es ganz

seinen Grundsätzen, Murat sich nun selbst zu überlassen, um seinem Berufe als Mensch durch That und Handlung Genüge leisten zu können.

Hassans Geburt und Reichthümer berechtigten ihn, seinen Sohn im Staate eine solche Stelle einnehmen zu sehen, wo er diesen hohen Beruf zu erfüllen tausendfältige Gelegenheit hatte, und in dieser Rücksicht mußte er sich um so mehr in seinem Vorsatze bestärkt finden, sich von Murat, seinem einzigen Sohne, so schwer es ihm ward, zu trennen, und ihn nach der Hauptstadt zu schicken.

Unter dem Schatten eines Platanenbaumes, der Kühle eines schönen Sommermorgens sich zu freuen, saß Hassan, beschäftigt mit dem Gedanken, seinen Sohn auf seine Bestimmung vorzubereiten. Sein Auge war gesenkt, sein Bewußtseyn in sich gekehrt, und er erblickte Murat erst, als dieser bereits seine Hand ergriffen hatte, um ihr einen Morgenkuß aufzudrücken.

Sanft zog der Alte Murat auf seinen Moossitz herab, und nach einer herzlichen Umarmung nahm er das Wort. „Mein Sohn! Dies

ist vielleicht die letzte Umarmung, die mir von Dir zu Theil wird."

Erschrocken fiel Murat ein: Die letzte, mein Vater? —

„Beunruhige Dich nicht, mein Sohn. Vernimm vielmehr meinen Vorsatz. — Du weißt, ich trage schon des Alters Last; allein ich habe meine schönsten Jahre unter Welt und Menschen verlebt. Jetzt kommen die Deinigen. Es ist meine Pflicht, Dich dem großen Kreise der Menschheit zu weihen. In einigen Stunden reist Du nach Konstantinopel. Ich habe schon alle Anstalten getroffen, daß Du in meines Bruders, Deines Onkels Hause eine freundschaftliche und hülfreiche Aufnahme findest. Alla weiß, ob Dich meine sterblichen Augen je wiedersehen werden!

Der Entschluß des Vaters machte einen allzustarken Eindruck auf die Einbildungskraft des Sohnes. Murat, welcher bis zu seinem achtzehnten Jahre nur gewohnt war, seinen Vater, einige seiner Freunde und eine kleine Anzahl Sklaven um sich zu sehen, hörte jetzt von Konstantinopel, von seinem Onkel, der nicht weniger

als Pascha von drei Roßschweifen war, von einer großen Welt. Alles dies setzte sein Blut in solche Bewegung, daß jenes schmerzhafte Gefühl, einer vielleicht ewigen Trennung von einem vielgeliebten Vater, bei ihm gänzlich dadurch verdrängt ward.

Der Vater nahm wieder das Wort. „Mein Sohn, willst du dir aber in dem Andenken an mich meine Gegenwart erhalten; so präge dir diejenige Lebensweisheit ein, die ich mir in einer Reihe von Jahren gesammelt und zu eigen gemacht habe. — Du trittst in die große Welt, bereite dich darauf vor, dort mehr Gutes und Böses zu sehen, als du erwarten durftest. Laß dich nicht über das, was du gewahren wirst, von Verwunderung hinreißen, und kränke dich nicht ob eines Uebels, das dir wiederfahren könnte. Hüte dich, den Zorn als deinen Meister zu sehen, glaube aber auch nicht, durch stätige Nachgiebigkeit deinen Werth geltend zu machen. Willst du Nüchternheit, Mäßigkeit und vorzüglich Verschwiegenheit dir zu Freundinnen erhalten, so fliehe den geringsten Rausch. Befriedige

Bedürfnisse, doch nähre keine Grillen. Hüte dich vor vielen Bekanntschaften, doch suche dir mit forschendem Blick einige Freunde. In den Weibern sieh' weder deine Sklavinnen noch Gebieterinnen, dann wirst du der Freuden einer edlen Liebe theilhaftig werden, und Meister deiner Selbst bleiben können. Ueberzeuge dich durch unnachläßliches Denken von den großen Wahrheiten der Vernunft, doch beleidige nicht die öffentliche Achtung deiner Brüder gegen den großen Propheten." — Hier endigte Hassan, erhob sich von seinem Sitze, segnete seinen Sohn, und nach einigen herzlichen Umarmungen trat Murat seine Wanderung an.

Ermüdet von der Reise des Tages, stieg Murat am Abend in eine Karavanserei ab, um seinen Körper neue Kräfte sammeln zu lassen. Er legte sich nieder, um auszuruhen; allein kein Schlaf wollte ihn überraschen. Die großen Veränderungen, die ihm bevorstanden, beschäftigten allzumächtig seine Einbildungskraft. Indeß sammelte er sich doch ein wenig, ward in sich selbst gekehrt, und seine Gedanken gingen in Worte

über. „Mein Vorsatz steht fest,“ rief er, „die Lehren des besten Vaters sollen mir unverrückt vor meinem Geiste schweben. Nie will ich von ihnen weichen. Nein, nie! Und ich schwöre beim großen Propheten —“

Halt ein, rief ihm eine hohle Stimme aus einem Winkel des Gemachs entgegen. Wer du auch seiest, entweihe nicht den Namen des Propheten und das himmlische Band des Schwurs.

Erschrocken fuhr der Jüngling zusammen, hielt den Athem an sich, und war voller Erwartung des Folgenden. Endlich wagte er aufzublicken, und vor sich sah er eine große bleiche und hohlwangige Figur stehen, deren ganzer Aufzug ihn nicht lange in Zweifel ließ, daß ein Derwisch, der in seinem Schlafe durch seinen Eintritt in die Karavanserei gestört worden war, und sein Selbstgespräch angehört, ihm jene Weisung gegeben hatte.

„Warst du es,“ rief ihm Murat unwillig entgegen, „der mich in meinem Gedankenlauf störte?“

Dein Vorsatz mag edel seyn, Jüngling; aber die Gewähr, die du Alla leisten willst, sündigt wider den Ausspruch des Propheten. — Die Heiligkeit des Eides darf kein Mann Gottes entweihen hören.

„Mit wem sprichst du von entweihen?“ fiel Murat ein.

Du öffnetest deinen Mund zum Schwur, ich hielt ihn auf. — Gehorche dem Gebote des Propheten und dein Wille wird der seinige seyn.

„Wer foderte dich hier auf, mich zurecht zu weisen?“

Meine Pflicht — erwiederte der Derwisch mit festem Ton.

„Und meine Pflicht,“ rief Murat entrüstet, „fodert mich auf, einen ungebetenen Strafredner abzuweisen.“ Bei diesen Worten griff er nach seinem Stabe. Der Derwisch verschwand.

Nach einigen Augenblicken sammelte sich Murat. „Wie ich glaube,“ sagte er betroffen zu sich, „war ich in Zorn. Und dahin sollt' ich doch nicht gerathen, warnte mich mein Vater.“ — Wie leicht entschuldigt man aber nicht seine Fehler.

ler: „Ich dummer Tropf!“ fuhr er fort, „mache mir hier Vorwürfe, als wenn ich wissen konnte, daß mir ein Derwisch aufstoßen würde, der meine Langmuth auf die Probe zu setzen berufen zu seyn schien. Dies hätte ich doch wohl wissen sollen, oder es muß gar nicht so leicht seyn, seinen Zorn einzuhalten.“

Mit gedankenvollem Kopfschütteln setzte er seine Reise fort, und ohne fernern Zufall langt' er in Konstantinopel an. Man denke sich den Jüngling, der in seinem väterlichen Hause nur einen kleinen Zirkel um sich zu sehn gewohnt war, in die Hauptstadt des osmanischen Reichs versetzt. Schon der Anblick ihrer romantischen Lage, die Bewunderung aller Reisenden, hatte den guten Murat überstimmt. Ganz in Staunen und Bewundern versenkte ihn die Pracht der Gebäude, das Gewühl der Volksmenge, der Troß der Wagen und Pferde, die Mannichfaltigkeit der Gewerbsarten, und hingelehnt an einen Brunnen weidete er sich schon einige Stunden an dem Gaukelspiele der menschlichen Betriebsamkeit.

In diesem Zustande gewahrte ihn ein Grieche, der seines Handels wegen Konstantinopel zu seinem Wohnsitze gewählt. Man kennt diesen Schlag Menschen; nichts entgeht ihnen von den Gegenständen, die ihren gewinnsüchtigen Geschäften eine vortheilhafte Aussicht zu versprechen scheinen. Er sah Murat. Sein Aeußeres verrieth keinen gemeinen Stand, aber wohl Jugend und Unerfahrenheit. Der Grieche näherte sich ihm: „Willkommen, Fremdling!“ rief er ihm mit ausgebreiteter Linken *) entgegen, „unfehlbar —“

Hier erwachte Murat wie aus einem Traume. Er starrte den Griechen an, sammelte sich, und der erste Gedanke, der sich ihm aufdrängte, war: ich glaube, ich bin im Zustande der Verwunderung gewesen. Der Grieche ließ ihm nicht Zeit zum Denken.

„Unfehlbar,“ nahm er wieder den Faden seiner Anrede, „bist du in Verlegenheit wegen deines Unterkommens.“ —

*) Bekanntlich ist die linke Hand das im Orient, was die rechte im Occident ist.

Ganz und gar nicht, fiel Murat ein. Lebst du hier in Konstantinopel? Kannst du mir den Weg zeigen? so führe mich zum Pascha.

Beim Worte Pascha nahm der Grieche eine würdige Miene an. „Zum Pascha, edler Fremdling? Wir haben hier deren mehrere. Zu welchem befiehlst du deinem Knecht? —“

Welche Frage! Zum Ali Hassan, meinem Onkel.

„Ah! Zum Ali Hassan, Pascha von drei Roßschweifen der erhabenen Pforte. Ich weiß schon. Nur mit mir, edler Fremdling.

Stehendes Fußes leitete der Grieche den Jüngling durch eine Menge Straßen; und nachdem sie einige Stunden die Stadt durchgewandert hatten, kamen sie endlich an den bestimmten Ort. Sie traten in die Wohnung des Ali Pascha. Ein dumpfes Geräusch tönt ihnen entgegen. Sie kommen endlich in das Innere des Palasts. Hier erscheint ihnen Alles in großer Verwirrung. Eine Menge Sklaven liefen bestürzt hin und her. Sie stießen auf einige, doch keiner wollte ihnen Rede stehen. Alles schien vor ihnen zu fliehen, indeß aus dem

Innern der Gemächer ihnen das Geräusch immer näher kam. Sie standen betroffen. Endlich öffnete sich vor ihnen ein großes Portal. Einige Kapidschis erschienen mit gezogenen Klingen, denen eine Anzahl Janitscharen folgten, von denen einer auf seiner Pike den Kopf eines Menschen trug.

Welcher gräßliche Anblick für den sanften Murat, und welche schreckliche Nachricht für ihn, als er den Griechen, beim Anblick des aufgepikten Hauptes, ausrufen hörte: „Himmel! Was sehe ich, das Haupt des Ali Hassan Pascha." — Der Jüngling gerieth außer sich, bittere Thränen weinte er seinem geliebten Onkel, und laut begann er seinen Schmerz zu äußern.

„Beruhige dich hier, edler Fremdling," redete ihn der Grieche leise an, indem er ihn in einen Winkel zog. „Verrathe hier in diesem Bezirke nicht die Verwandtschaft, in welcher du mit Ali Pascha bist. Es gilt dein Leben. Flieh' vielmehr diesen Ort der Gräuel und des Schreckens. Komm!"

In der Betäubung, in welcher Murat war, ließ er sich von seinem Begleiter fortziehen, und

ohne daß er selbst wußte wie, sah er sich ins Haus des Griechen versetzt.

Es war eben Zeit zum Mittagsmahl. Bei der aufgeklärten Denkart, die Ibrahim seinem Sohne einprägte, würde er es sich erlaubt haben, an dem Mahle des Griechen Theil zu nehmen; allein in der Stimmung, in welcher er sich befand, war er für alle Freuden der Tafel gefühllos.

„Du bist niedergeschlagen," sagte ihm sein Wirth, „anstatt du dich ob deines Schicksals trösten solltest. Wärst du gestern bei deinem Onkel angelangt, so würdest du vielleicht heute auch ein Opfer des Großherrn gewesen seyn. Sey froh, daß du mit dem Leben davon gekommen bist." Kaum merkte er, daß diese Worte des Trostes das düstre Ansehen des Jünglings milderten, so griff er nach der Flasche, füllte ein Paar Gläser. „Wohlan! mein willkommener Gast," sprach er, „deine Grillen sollen nun bald verscheucht seyn. Wir leeren ein Paar Flaschen Cyperwein."

Der Jüngling ließ sich nicht lange anliegen. Er war vor Kummer und von der Reise beinahe

verschmachtet. Ein Glas ward nach dem andern geleert, und kaum war die Reihe an der zweiten Flasche, so hatte sich der Wein Murats schon so bemeistert, daß er bewußtlos auf ein Lager gebracht werden mußte.

In diesem Zustande wollte ihn der Grieche wissen. Der schöne Ring und volle Beutel Murats erregten des Griechen Habsucht. Kaum war die Nacht herangekommen, so nahete er sich Murats Lager, zog ihm den Ring ab, und bemeisterte sich des Beutels mit Zechinen. Hierauf trug er ganz behutsam seinen Gast aus dem Hause, und legte ihn an die hundert Schritte davon in einen abgelegenen Winkel der Straße auf bloßem Pflaster hin.

Die Morgenröthe drängte sich schon hervor, als Murat aus dem tiefen Schlummer erwachte, in welchen ihn sein Rausch versenkt hatte. Wie staunte er, als er statt des sanften Pfühls sich auf dem harten Boden gelagert fand, statt in einem reinen Zimmer sich in einem schmutzigen Winkel sah, und endlich sich seiner Baarschaft und seines Ringes beraubt merkte.

„Hm! Bin ich schon wieder auf einen Abweg gerathen,“ äußerte er mit einigem Unwillen; „einen Unbekannten hab' ich als meinen Freund genommen. — Das sollt' ich nicht. — Auch im Genusse des Weins hab' ich mich vergessen — Das sollt' ich nicht. — Was ist nun anzufangen? In der großen Welt, ohne Baarschaft, ohne Freunde — Doch ich höre noch meines würdigen Vaters Worte: Laß dich vom größten Unfalle nicht niederschlagen.“

Mit solchen Gedanken wanderte er einige Straßen entlang. Er stand eben an einem Kreuzweg, und wußte selbst nicht, in welche Straße er einlenken sollte, als er sich von dem Bewillkommungsgruß eines wohlgekleideten Muselmanns aufgehalten fühlte.

„Ich glaube recht zu haben,“ redete der Muselman den Jüngling an, „du bist des Ibrahim Hassan Sohn. Deine jugendlichen Züge verrathen dich mir noch. Heißt du nicht Murat?“

Der junge Hassan stand bestürzt. Er wußte nicht, ob er nicht, der Warnung des Griechen gemäß, klug thäte, sich nicht zu erkennen zu geben.

Der Muselmann nahm Murat scharf ins Auge. „Was du groß und schön geworden bist. Fürwahr!“ — Hier stutzte der Muselman über die Verlegenheit des Jünglings. — „Oder irr' ich etwa —“

Bist du aufgelegt, nahm Murat das Wort, einem Menschen Hülfe zu leisten, so bin ich, was du verlangst.

„Ich suche,“ erwiederte der Fremde, „in dir des Ibrahim Hassan Sohn. Ich habe an dich Aufträge, Briefe, Auszahlung — Solltest du Achmet Ahud nicht einmal dem Namen nach mehr kennen?“

Meines Vaters Geschäftsträger?

Achmet merkte schon, daß er nicht geirrt habe. Er nahm ihn beim Arme, zog ihn mit zuvorkommender Miene mit sich, und führte ihn in sein Haus ein.

Das erste, worüber Achmet seinen Gast zu beruhigen suchte, war, ihm die Besorgniß zu benehmen, daß er in das Schicksal seines Onkels verwickelt werden dürfte. Hierauf zeigte er ihm einen Brief von seinem Vater vor, worin er

Achmet den Auftrag giebt, den Geldbedürfnissen seines Sohnes in jedem Fall abzuhelfen, und ihm gleich bei seiner Ankunft zweitausend Zechinen auszuzahlen, damit er seinem Stande gemäß in des Pascha Gefolge hätte erscheinen können.

„Ich werde mich nun," sagte Achmet zu dem getrösteten Jüngling im verbindlichsten Ton, „für dich, meines Freundes Hassan Sohn, beim Großherrn verwenden, und ich hoffe durch meinen Einfluß dir das ersetzen zu können, was du durch das Schicksal deines Onkels etwa glauben magst verloren zu haben."

Achmet war einer der ersten Geldwechsler der Hauptstadt, welcher durch seine auswärtigen Verbindungen vermögend war, bei jeder vorfallenden Gelegenheit dem Staate die größten Geldsummen herbeizuschaffen. Er konnte daher mit solcher Zuversicht sprechen, und sein Einfluß muß gar nicht gering gewesen seyn; denn in Kurzem ward Murat, der nie den Dampf einer losgegangenen Flinte eingezogen, zum Janitscharen-Aga ernannt. Ein Posten, der seinem Vorgän-

ger entrissen ward, weil er in das Schicksal seines Onkels verwickelt war.

Mit Befremden erhielt zwar Murat die Nachricht von seiner Beförderung; allein weit entfernt einiges Mißtrauen in sich zu setzen, entwickelte sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit vielmehr nach und nach in ihm eine Denkart, die ganz dem Geiste angemessen war, die zu einem Janitscharen-Aga erforderlich ist.

Er, der sonst mild, sanft, mitleidend war, schien alle diese edlen, natürlichen Züge seiner Geburt zu unterdrücken; und wer Gelegenheit hatte, ihn mit seinem Berufe beschäftigt zu sehen, der glaubte fest behaupten zu können, daß Murat einzig und allein dazu gebohren zu seyn schien, die Stelle eines Janitscharen-Aga zu bekleiden. So bilden Verhältnisse den Menschen.

Auf dem ansehnlichen Posten, auf welchem sich Murat befand, bei den großen Einkünften, die er hatte, und von dem ehrgeizigen Gefühl, sich weiter zu befördern, beseelt, sah er sich veranlaßt, seinem Haushalt ein großes Ansehen zu geben. Alle Bequemlichkeiten, die dem orientali-

schen Großen zu Gebote stehen, suchte er sich zu verschaffen, und man kann wohl denken, daß ein wohlbesetzter Harem dabei nicht vergessen ward. Die ausgesuchtesten Schönheiten aus Georgien und Cirkassien wurden ihm zugeführt, und kein Preis war ihm zu hoch, wenn es darauf ankam seiner Eitelkeit in diesem Punkte Genüge zu leisten.

Ich sage Eitelkeit — denn keinesweges herzliche Neigung oder Liebe zum andern Geschlechte waren es, die ihn zu solchem kostbaren Ankauf weiblicher Schönheiten reizten. Auf die Art, wie im Oriente der Liebe gepflegt wird, ist es gar nicht schwer zu erklären, daß die sanften Empfindungen zweier übereinstimmenden Herzen so selten rege werden. Der Mann liebt aus Gewohnheit, das Weib aus Gehorsam. Und Murat war daher in der Rücksicht keine seltene Erscheinung, wenn er seine Weiber als einen kostbaren Hausrath betrachtete.

Eines Tages führte ihn sein Weg über den Avret Bazar *). Ein Armenier, der auf gut tür-

*) Weibermarkt.

kisch über eine Engländerinn schimpfte, für welche er keinen Käufer finden konnte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Trotz, der Blick der Verachtung, mit welchem die Sklavinn ihrem Henker begegnete, bildete für ihn eine Gruppe, die sein Auge noch mehr zu fesseln schien.

Der Armenier bemerkte Murat kaum, als er ihn anredete, und ihm seine Sklavinn, zu welchem Preis er wolle, zu erlassen sich erbot. Murat fühlte sich veranlaßt, einen schärfern Blick auf die Engländerinn zu werfen; allein auch ihm begegnete sie mit einer Gleichgültigkeit, die an Verachtung gränzte. Sein Stolz fühlte sich beleidigt. Mir, den noch kein Weib mit gleichgültigem Auge zu betrachten wagte, mir, der ich noch bisher immer ein Gegenstand seines Verlangens war, erdreistet sich diese Sklavinn mit solchem Kaltsinn zu begegnen? Das ist Verstellung, oder ich müßte die Weiber nicht kennen.

Schön war Fanny, so hieß die Engländerinn, eben nicht, aber mächtiger Reiz, schlanker Wuchs, und ein Auge, das Fülle des Geistes verrieth, empfahlen sie dem Manne, der noch nicht in den

Freuden der Liebe seine Kräfte abgestumpft hat. Ein solcher war Murat. Er konnte sich nicht erklären, was ihm an Fanny gefiel. Er war gefesselt, ohne hingerissen zu seyn. Einer solchen Empfindung ward er noch nicht theilhaftig, und das Neue erkaufen die Großen nie zu theuer.

Er fragte den Armenier nicht ferner, sondern warf ihm hundert Zechinen entgegen, und ließ die Sklavinn nach seinem Harem führen.

„Nun, wie gefällt dir dein neuer Aufenthalt?“ war Murats erste Frage, als er nach einigen Tagen vor Fanny erschien.

Von Gefallen, erwiederte diese, wollen wir nicht sprechen. Wenn er mir nur nicht Langeweile erregte.

„Wie? Langeweile an einem Orte, wo meine Weiber alle die größte Unterhaltung finden?“

So weit ich deren Zahl kenne, sind es lauter Orientalerinnen, die eine von der meinigen ganz verschiedene Erziehung genossen, und deren Gefühle, Empfindungen und Gedanken mit den meinigen gar nicht in gleiche Linie gesetzt werden können. — Sie sehen den Aufenthalt hier für

ein Paradies an, der mir ein Kerker ist. Einen jeden deiner Befehle betrachten sie als die Aeußerung einer Liebe, die ich verachten muß, und durch jede deiner Gunstbezeugungen fühlen sie sich im Besitz eines Mannes beglückt, den ich zu verabscheuen gewohnt bin.

„Was hör' ich?“ rief Murat, und trat einige Schritte vor Erstaunen zurück.

Nicht wahr? beinahe scheint es dir, daß du die Gelegenheit, diese Wahrheiten zu hören, dir zu theuer erkauft hast.

Der feste Ton, mit welchem Fanny sprach, die Mienen und Gesten, mit welchen sie ihren Worten Nachdrück gab, alles das war für Murat ein an einem Weibe ganz ungewohntes und neues Talent. Man hätte denken sollen, daß dies auf einen gegen Weiber despotisch gesinnten Muselman einen nachtheiligen Eindruck hätte machen müssen. Bei Murat war dies nicht der Fall, und wir können uns die Ausnahme, die er in der muselmänischen Denkart hier machte, sehr gut erklären. Da Murat nie an den Weibern den im Orient allgemein angenommenen Ge-

schmack gefunden, und sein Benehmen gegen dieselben nicht aus innerm Hang, sondern aus hergebrachter Sitte beobachtet hatte, so mußten Fanny's Aeußerungen, auf seinem im Reiche der Liebe noch weltbürgerlichen Standpunkte, einen unserer Erwartung entgegengesetzten Eindruck machen. Ihr ganzes Benehmen gab ihm die menschliche Natur von einer Seite zu erkennen, auf welche er ganz und gar nicht vorbereitet war. Fanny's Gegenwart belebte in ihm die Idee von Sitten und Gebräuchen, von Menschen und Denkarten, deren Daseyn auf Erden er sich gar nicht träumen ließ, so daß er beinah in die Versuchung gerieth, sie für ein Wesen eines fernen Planeten zu halten; und dieser Ideenstrom flößte ihm nicht allein Achtung für Fanny ein, sondern erwarb ihr auch in seinen Augen einen Reiz, den er nicht zu überwinden hoffen wollte und durfte.

In dem Rausche seines Staunens nahm er endlich das Wort. „Gäbe es denn, liebe Fanny, kein Mittel, dich in meinem Lande, in meinem Kreise, auch zufrieden zu sehen, so zufrieden, wie es meine andern Weiber sind?“

Du setzest einen allzugroßen Werth auf deine Liebe, und einen zu kleinen auf die meinige, als daß ich hoffen könnte, mit einigem Erfolge dir meinen Willen zu äußern.

„Rede, unbefangene Fanny. Ich will es versuchen bei dir ein Mann zu seyn, wie man es in deiner Heimath ist.“

Mache mir aber keine Vorwürfe, wenn du ein Gereuen dabei findest.

„Ueber deine zaudernden Erläuterungen —“

Nun, so will ich deine Geduld nicht länger auf die Folter spannen, obgleich die Weiber bei uns mit gutem Erfolge die Männer auch in dieser Rücksicht die Probe bestehen lassen. Du gleichst einem Kinde, das man erst nach seinen Launen gewöhnen muß, und mit dem nimmt man es nicht so genau. — Dein Blick sagt mir zwar, daß du mich liebst; das ist aber bei weitem noch nicht genug, um dir von einem europäischen Weibe ein offenes Geständniß ihrer Liebe zu entlokken. Bei uns müssen die Männer das den Weibern Jahre lang vorsagen, ohne zu wissen, daß sie etwas anders dabei erhalten haben, als vielleicht

die Freiheit, uns dies Bekenntniß ihrer Liebe ablegen zu dürfen. — Ich will glauben, daß du mich liebst. Doch jetzt verlaß mich. Ich will sehen, was mein Herz in der Folge für dich thun kann.

„Ich gehorche,“ sagte Murat. Allein wie es allen Neulingen geht, die sich in Sitten und Gebräuche, welche eine Uebung erfordern, leicht zu schmiegen glauben, und dennoch immer linkisch benehmen; so verletzte auch Murat in seinem europäischen Benehmen den Europäer. Er verließ das Zimmer, und um seiner neuen Geliebten zu zeigen, wie herzlich verliebt er von ihr scheide, warf er ihr das Schnupftuch zu.

Stracks eilte ihm Fanny nach und führte ihn zu seinem Schnupftuche zurück. „Diese Gnade,“ sagte sie ihm mit nachdrücklichem Tone, „verbitt' ich. Ich weiß sie nicht zu schätzen, du nährst schon große Hoffnungen. Bei dir sitzt noch das Vorurtheil fest, daß eine Gunstbezeugung der Art, dem Weibe Vergnügen mache. Dein gegen orientalische Weiber gewöhnliches Benehmen mußt

du bei mir ganz vergessen. Also — weg mit dem Tuche. Behalt es nur so lange, bis ich es fodern werde.“ —

Der Ernst, mit welchem Fanny sprach, setzte Murat in solche Verlegenheit, und machte au ihn einen solchen Eindruck, wie ihn ein Weib von verfeinerter Empfindsamkeit und Welt auf jeden unbefangenen und in die Künste der Koketterie nicht eingeweiheten Mann machen muß. Er sprach nicht, allein sein Aeußeres verrieth den innern Kampf seiner Gefühle. Mit Sehnsucht sah er Fanny an, sein zärtlicher Blick sollt' ihm Verzeihung erbitten; allein Fanny schien auf Alles dies nicht zu achten. Endlich griff er nach ihrer Hand. Sie zog sie spottend zurück. Er ward zudringlicher und wollte sie umfassen, sie wand sich mit aufgebrachter Miene los, und rettete sich in Eile auf einen Divan. Hier schien Murat die Gelegenheit zu nutzen, sich auf eine schickliche Weise zu einer Demüthigung zu entschließen, zu der er sich noch gegen kein Weib verstanden. Denn kaum nahm Fanny auf dem Divan Platz, so lag Murat — zu ihren Füßen.

Von diesem Augenblick an faßte Fanny zu sich selbst das größte Zutrauen, und betrachtete sich als völlige Meisterinn ihres Gebieters. In Kurzem brachte sie es auch so weit, daß keiner seiner Blicke etwas verrathen durfte, wovon sie nicht die Vertraute werden mußte. Es ist zu erwarten, daß Murat in seinem ununterbrochenen und ihm zur Leidenschaft gewordenen Umgange mit Fanny, keinesweges auf die Vermuthung gerieth, daß ihr gefälliges Benehmen gegen ihn ganz etwas anderes beabsichtigte, als die in ihren Augen unbedeutende Eroberung eines verliebten Muselmanes.

In der neuen Richtung, welche Murats Charakter durch seinen Eintritt in die große Welt erhielt, mußte natürlich sein Ehrgeiz auf einem Meere von Begierden endlich so herumwogen, daß er in keiner Handlung, keiner Intrigue, die ihm die Aussicht gab, eine seiner Hoffnungen erfüllt zu sehen, eine Verworfenheit zu bemerken fähig gewesen wäre. Ein Privathaß des Großveziers gegen den Kapudan-Pascha veranlaßte den erstern, alle geheimen Triebfedern seiner Macht und seines Einflusses in Bewegung zu setzen, um den Letztern von

seinem hohen Posten zu stürzen. Murat, der dem Großvezier seine Beförderung zu verdanken hatte, und seine fernere von ihm erwartete, verfehlte nicht, demselben alle Mittel, die in seiner Macht waren, dem Kapudan-Pascha zu schaden, aufzubieten, um den Großvezier seinen Zweck erreichen zu lassen. Murat war dabei so thätig und zuvorkommend, daß der Großvezier seine Ergebenheit mit keiner schmeichelhaftern Aeußerung belohnen zu können glaubte, als wenn er ihm im Voraus versprach, ihn in den Posten des Kapudan-Pascha einzusetzen. Alle Minen waren schon bereit, um den Streich gegen den Kapudan-Pascha auszuführen, und man wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, um der Intrigue ein rechtliches Ansehen zu geben.

Indeß war Murat noch zu wenig in der Kunst eingeweiht, ein Geheimniß gegen sich selbst als geheim zu behandeln. Die schmeichelhafte Aussicht, welche sein Ehrgeiz in dem Versprechen des Großveziers erhalten hatte, machte einen allzustarken Eindruck auf seine eitle Empfindlichkeit, und verrieth es dem Scharfblick Fanny's allzusehr, daß in

seinem Innern eine ganz andere Ideenreihe den Meister spiele, als er zu äußern sich bestrebte.

Es kostete Fanny nur wenig Mühe, Murat allmählig zu zeigen, daß sie über den Zustand seines Innern besser unterrichtet sey, als er glauben möchte. Er konnte ihrer Zudringlichkeit nicht, ohne sich noch mehr zu verrathen, ausweichen, und gestand ihr offenherzig, daß er ein Geheimniß in seinem Innern verborgen halte.

Man kann leicht denken, daß Fanny diesem Geständniß die Aeußerung folgen ließ, wie sie keinesweges in seiner Verschwiegenheit und seinem zurückhaltenden Wesen seine große so oft ihr gestandene Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Person entdecken könne, und es entspricht ganz ihrem bisherigen Benehmen gegen Murat, wenn sie mit einer ernsthaften und entscheidenden Miene, die sie anzunehmen wußte, hinzufügte: daß sie ihr künftiges Betragen gegen ihn ganz nach dem seinigen abmessen wolle.

In dem leidenschaftlichen Verhältnisse, in welchem Murat mit Fanny stand, war es natürlicher Erfolg, daß er das erste Mittel hervorzu-

suchen nicht vergaß, ihr endlich wieder einen heitern und gefälligen Blick abzugewinnen. In dem vertraulichen Winke, den er ihr von seiner baldigen Erhebung gab, glaubte er ihr eine so erfreuliche Nachricht mitzutheilen, welche sie in bessere Laune gegen ihn versetzen müsse. Diese Aeußerung aber gab Fanny einen Faden, vermittelst welchen sie, aus dem schwachen, verliebten und treuherzigen Innern Murats, ein solches Ganzes herauszuheben wußte, daß sie, ehe sie ihn diesmal von ihrer Seite ließ, in sein Geheimniß so eingeweiht war, als es nur einer der Verschwornen seyn konnte. Fanny's frohe Blicke und lebhafte Umarmungen ließen Murat seine Schwatzhaftigkeit nicht gereuen.

Einige Tage waren kaum verstrichen, so erhielt Murat durch einen seiner Verschnittenen die ihn niederschlagende Nachricht, daß sein Gönner, der Großvezier, abgesetzt, und nach Rhodus verwiesen worden, der Kapudan-Pascha aber die Stelle des Großveziers erhalten, und eben im Begriff sey sie anzutreten.

Traurige Nachrichten flößen uns mehrentheils gegen uns selbst ein Mißtrauen ein, und um so mehr sind wir dazu geneigt, wenn wir uns Schuld geben können, sie durch unsere Fehler veranlaßt zu haben. So betäubend jene Nachricht für Murat seyn mußte, so drängte sich doch in seiner Seele der Vorwurf über seine verletzte Verschwiegenheit hervor. Von der andern Seite sagte ihm aber seine Eigenliebe, daß er zu streng gegen sich selbst sey, und um sich davon zu überzeugen, eilte er zu Fanny's Gemach. Allein hier fand er den Beweis, daß er sein Gewissen unrechtmäßiger Weise zurechtgewiesen. Fanny's Handschrift belehrte ihn, daß sie mit Hülfe einiger Verschnittenen des Kapudan-Pascha, dem sie das Geheimniß der Verschwörung, unter der Bedingung, ihr ihre Freiheit zu verschaffen, entdeckte, sich aufgemacht habe und davon gegangen sey.

Daß der Kapudan-Pascha, nachdem er dem Großvezier durch seine Reichthümer und seinen Einfluß zuvorzukommen gewußt, nun auch das Urtheil der Verbannung oder gar des Todes über alle die ergehen ließ, welche gegen ihn gesinnt

waren, kann man leicht denken. Murat, der ihm bestimmte Nachfolger, konnte keinesweges erwarten, daß er eine Ausnahme machen dürfte. Um einem traurigern Schicksale zu entgehen, hielt er es am rathsamsten, einige Baarschaften und Kostbarkeiten zusammenzunehmen, und den Augen seiner Feinde sich zu entziehen. Nachdem er lange hin und her gesonnen, wie er ohne Aufsehen, und ohne weitern Verfolgungen ausgesetzt zu seyn, sich von Konstantinopel entfernen konnte, war es sein glücklichster Einfall, sich einer Karavane, die eben ihren Weg nach Persien nahm, anzuschließen.

Nicht aber bloß durch einfache Kleidung und simpeles Aeußere, sondern auch durch eine strenge Beobachtung der Verordnungen des Propheten, nach der Regel des Omar, suchte er eine jede Vermuthung oder einen jeden Argwohn, den man wegen seines Standes hegen könnte, zu unterdrücken.

Dies Benehmen eines feurigen, jungen Mannes, wie Murat, zog die Aufmerksamkeit eines Persers auf sich, der eben durch Murats ängstli-

che Beobachtung der Gebote des Propheten einige Hoffnung gewann, in ihm einen Proseliten zu gewinnen, und ihn von der Regel des Omar zu der des Ali, die bekanntlich in Persien allgemein angenommen ist, herüber zu ziehen.

Der Perser suchte die nächste Gelegenheit auf, mit Murat in ein Gespräch zu gerathen. Sie blieb nicht lange aus, und nach einigem Gedankenwechsel fand sich der Perser in seiner Vermuthung überzeugt, daß Murat bloß den äußern Glauben übe, im Innern aber keinesweges von dem verfolgenden und störrischen Geiste eines rechtgläubigen Sunniten beseelt sey. Als der Perser sich mit ihm in dieser Rücksicht auf ebenem Wege fand, suchte er das Gespräch auf den Werth der innern Ueberzeugung hin zu wenden, und kam endlich auf das Resultat: daß die Lehre Ali's, in dieser Rücksicht, bei weitem wirksamer sey, als es je die Regel Omars werden dürfte.

Murat hörte des Schiiten Meinung geduldig an, so daß dieser nicht allein glaubte, ihn völlig überzeugt zu haben, sondern auch ein Derwisch, der mit aufmerksamen Ohr ihre Unterhal-

tung wahrgenommen, aus Murats Stillschweigen schloß, daß ihn der Schiite überzeugt habe. Der Derwisch hielt sich daher verpflichtet, Murat einige gelinde Verweise in Rücksicht seines Leichtsinns zu geben, mit welchem er ihm die Ueberzeugungen seiner Vorfahren aufzuopfern schien. Aufgebracht über diesen ungebetenen Strafredner, nahm sich Murat zusammen, und brachte alle Gründe vor, die nicht nur sein Benehmen gegen den Schiiten rechtfertigten, sondern auch die Regel des Ali gegen die des Omar vertheidigen konnten.

Diese etwas zu laut gewordene Unterredung machte ein ziemliches Aufsehen in der Karavane, deren größter Theil aus Sunniten bestand, und nahm viele gegen Murat, dessen bisheriges Benehmen ihm nicht wenige Freunde unter ihnen erworben hatte, wiederum, und wie man sehen wird, sehr zu seinem Nachtheile ein; denn der Derwisch fand in der Aufnahme, welche Murats Aeußerungen enthielten, Gelegenheit, gegen diesen frechen Renegaten, wie er ihn in seinem Glaubenseifer nannte, insgeheim eine Rache auszuüben,

in welcher seine rechtgläubige Schwärmerei nichts Verwerfliches fand.

Die Karavane kam nämlich gegen Abend an einen bestimmten Ort, wo sie die Nacht über immer auszuruhen pflegte. Hier suchte der Derwisch Gelegenheit, Murat in sein Getränk so viel Opium zu mischen, daß er, nachdem er davon zu sich genommen, in einigen Stunden berauscht ward, ganz bewußtlos hinsank, und endlich in den tiefsten Schlaf verfiel.

Der Derwisch verfehlte nicht, die Nacht abzuwarten, um mit Hülfe der Dunkelheit, Murat ungestört in einige Entfernung vom Lager zu schaffen, und ihn, nachdem er ihm seine Baarschaft und seine geretteten Kleinodien abgenommen, seinem Schlafe und seinem Schicksale zu überlassen.

Der Zug der Karavane begann bei Tagesanbruch, allein Murat blieb zurück. Man vermißte ihn nicht. Der Perser, der die Veranlassung seiner leichtsinnigen Aeußerungen war, und der sich weislich von ihm entfernt gehalten, als er gesehen, daß die Sache eine ernsthafte Wendung nehmen könnte,

bekümmerte sich eben so wenig um ihn, als einer der gegen ihn aufgebrachten Gegner.

Hier lag Murat nun in einer Wüste, entblößt von allem dem, was das Leben zu erhalten höchst nöthig war. Die Sonne stand schon hoch gegen Mittag, als er endlich aus seinem Schlafe erwachte. Man denke sich sein Staunen, als er sich verlassen sah, und sein Schrecken, als er die mannichfaltigen Qualen überdachte, denen er ausgesetzt seyn dürfte.

Sein jugendliches und feuriges Temperament ließ ihn plötzlich Muth fassen, und sein fester Vorsatz blieb, der Karavane mit schnellen Schritten zu folgen. Er war eine Strecke fortgegangen, als ihm der Gedanke aufstieß, welche Richtung die Karavane wohl genommen haben möchte. An keine Spur war zu denken, denn diese wird gewöhnlich stracks von beständigen Winden verwehet. Doch sein Muth ließ ihn nicht verzweifeln. Er überließ sich dem Ungefähr und ging.

Sein Geschick wollte ihn nicht in weitere Versuchung führen. Er erreichte zwar nicht die

Karavane, allein glücklicher Weise hatte er den kürzesten Weg, der ihn aus der Wüste führen konnte, eingeschlagen, nämlich den, welchen er bereits mit der Karavane zurückgelegt hatte. Nach zwei Tagen sah er sich wieder auf der geraden Straße nach Konstantinopel.

Entkräftet vor Hunger und vor Durst warf er sich in die nächste Karavanserei. Sein Ansehen erregte Mitleiden. Ein Armenier, welcher eben von Konstantinopel kam, und mit einigen Kameelen anhielt, gewahrte ihn in seinem schmachtenden Zustande. Er erbarmte sich seiner, reichte ihm einige Erfrischung, und nahm an seiner Erholung den menschlichsten Antheil; denn er stillte nicht allein seinen Hunger, sondern erbot sich auch, die Nacht über mit ihm sein Lager zu theilen.

Murat fühlte sich nicht allein nach den zu sich genommenen Erfrischungen gestärkt, sondern war auch mit dem bisherigen Ausgange seines Schicksals in so fern zufrieden, da er sein Aeußeres in einen solchen Zustand versetzt fand, daß jede Besorgniß, von seinen Feinden erkannt zu wer-

den, sich bei ihm verlor. Er eilte daher nicht mit seinem Fortkommen, sondern glaubte, ohne Gefahr fürchten zu dürfen, es seinem Körper schuldig zu seyn, nach solchen überstandenen Mühseligkeiten sich einige Erholung zu vergönnen. Er schlug also die Gelegenheit nicht aus, in der Gesellschaft des Armeniers zu bleiben, der ihm ein Engel des Himmels zu seyn schien — oder noch werden sollte; denn jetzt gewann er erst Zeit zu bemerken, daß er von aller Baarschaft entblößt sey, und daher allein keinen Fuß breit weiter wandern könne.

Kaum sah der Armenier, daß Murat zu sich gekommen sey, und einige Munterkeit gewonnen hatte, so bestürmte er ihn auch mit neugierigen Fragen; allein Murat antwortete kurz, zurückhaltend und mit nicht ganz unmerkbarer Verlegenheit.

Der Armenier wird aufmerksam, betrachtet ihn etwas genau vom Kopf bis zum Fuß, und bemerkt endlich an seinem Finger einen Ring, der freilich keinen schimmernden Anblick gewährte, allein dessen großer Werth dem Auge des Kenners nicht entgehen konnte.

„Wie kömmst du zu dem Ringe?“ fragte er Murat, indem er ihn genau betrachtete, „den Stein kenne ich. Achmet hatte ihn von mir für den Aga Murat Hassan erhandelt.“

Man kann sich Murats Verlegenheit denken. Er hielt sich schon verrathen, und sah sich bereits in seiner Feinde Hände. Seine Verlegenheit wollte schon in Zittern und Schrecken übergehn; allein da er in dem Armenier seinen Retter und Wohlthäter erblickte, so glaubte er sich am nächsten durch Offenherzigkeit seines fernern Schutzes zu versichern. „Habe Mitleiden, edler Mensch,“ rief er daher nach einer Pause, „zu deinen Füßen siehst du Murat Hassan. Rette ihn, wenn du kannst.“

Der Armenier nimmt eine bedenkliche Miene an. Ich bedaure dich, Murat, und das von Herzen, sprach er. Du wirst schwerlich deinem Schicksale entgehen können. Zehn Beutel sind auf dich gesetzt, und die sind nicht zu verachten. Wenn ich dich auch durchließe, so bist du ausgesetzt, von einem Andern aufgefangen zu werden. Laß mir daher nur immer den Vortheil, der —

„Mensch!“ fiel Murat ein, „sagt dir dein Gewissen nicht, was du dem Unglücklichen schuldig bist? Du hast mich von einem ungewissen Tode gerettet, um —“

Man muß nur, fiel der Armenier ein, das Gute üben, so weit man es missen kann. Zehn Beutel, lieber Hassan, zehn Beutel! —

„Liegt dir am Gelde. Dieser Ring, er kostet mir zwanzig —

Das weiß ich.

„Nimm ihn und laß mich.“

Hier nahm der Armenier wieder eine heitere Miene an. „Der Werth des Ringes,“ sprach er, „macht mir es nicht allein zur Pflicht, dich gehen zu lassen, sondern auch zu deiner Rettung beizutragen. Hier nimm eines meiner Kameele, wirf dich hinauf. Brauchst du etwa Baarschaft, nimm diese Kleinigkeit mit. Halte nirgends ferner dich lange auf. Eile nach einem für dich sichern Ort; denn schwerlich wirst du bald wieder einen solchen großmüthigen Retter antreffen.

Murat umhalsete den Armenier mit Innigkeit, bestieg das Kameel, und ließ bald die Kara-

van-

vanserei weit hinter sich. Dies war das letzte Abentheuer, das Murat bestehen sollte. Er folgte dem Rathe des Armeniers, setzte drei Tage und drei Nächte ununterbrochen seine Reise fort, und langte endlich bei seinem Vater an.

Niederschlagend war dem Greise der Anblick des Sohnes, den er munter, jugendlich schön dereinst entließ, und nun entkräftet, abgezehrt und in schmutzigem Aufzuge wieder in seine Arme eilen sah. Nach den ersten Umhalsungen und Freuden des Wiedersehens verfehlte Murat nicht, seinem Herzen Raum zu schaffen, und dem Vater seine Schicksale der Reihe nach aufzuzählen. Ruhig hörte ihn der Greis an. Er schwieg, als der Sohn geendigt hatte, stützte sein Haupt auf einen Arm, sann und sah stier auf seinen Sohn hin.

Während dieser Pause hatte sich Murats Seele, welche durch die Erzählung seiner Schicksale in Bewegung gerathen war, ziemlich beruhigt. Lebhaft drängte sich nun aus seinem Gedächtnisse in ihm die Vorstellung von den letzten Ermahnungen hervor, mit welchen ihn der Vater einst entließ. Der Reihe nach erinnerte er sich der

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Lehren und Grundsätze, die er ihn sich einzuprägen empfahl. Vorwürfe begannen des edlen Murat Seele zu bestürmen. Er konnte sich nicht mehr halten. Er sprang von seinem Polster auf, und warf sich zu seines Vaters Füßen.

„Dein Ernst, mein Vater, verwundet mich sehr,“ sprach er gerührt, „ich fühle ganz deine Vorwürfe. O Glück für mich, daß deine Ahnungen nicht erfüllt wurden, nur in deinen Lehren dich mir ferner zu vergegenwärtigen. Du lebst. Ich kann dich umarmen und zu deinen Füßen Verzeihung für mein Vergehen, für meinen Leichtsinn von dir fodern.“

Du irrst, mein Sohn, 'fiel ihm der Vater ein. Steh' auf! Dies Schweigen soll dir keinen Vorwurf verkünden. — Der Gedanke allein beschäftigt jetzt meine Seele: daß meine Kurzsichtigkeit dich in ein solches Chaos von Fährlichkeiten verwickeln mußte. — Was sind wir schwachen Menschen! Ich glaubte durch Lehren der Weisheit, die wir uns in vieljährigen Leiden und Freuden zusammenstückeln, dich vor allen Fährlichkeiten bewahren zu können, und vergaß — daß diese Lehren nur

auf einem Boden gedeihen können, der eben so durchgearbeitet ist, als der, auf welchem sie entstanden. — Warum mußte ich durch deine Leiden, mein Sohn, erst auf die große Wahrheit geführt werden: **Weisheit ist das Kind der Erfahrung!**

Alimelek

oder

nur Anspruchlosigkeit schafft ein weises Glück.

Bagdad war die Geburtsstadt Alimeleks. Dort lebte er als Kind, reifte er zum Jüngling. Als Sohn des Kadileskiers hatte er die schönsten Aussichten vor sich, dereinst am Hofe des Kalifen eine bedeutende Rolle zu spielen. Nichts sparte sein Vater, ihn mit einer guten Erziehung und mit mannichfaltigen Kenntnissen auszurüsten, und die Natur hatte ihn mit allen Talenten begabt, um jeden Keim der Bildung, der ihm zugeworfen ward, zur schönsten Blüthe entwickeln zu lassen.

In dem Kreise der gebildeten Welt zu Bagdad galt der Jüngling Alimelek für ein Wunder von frühreifer Bildung und Verständigkeit. Man wünschte dem Kadileskier Glück zu einem Sohne, der das Muster jedes Jünglings seyn konnte, und Alimelek hielt sich selbst verpflichtet, seinen Vater zu überzeugen, daß die Welt in ihm sich nicht täusche. Er war der gehorsamste, ergebenste Sohn, den je ein Vater hatte.

Der Kadileskier war ein Greis, belastet mit den Schwächen des Alters. Er unterlag oft dem Gewühle von Geschäften. Alimelek machte es sich zur Pflicht, der erste Gehülfe seines Vaters zu seyn. Er entsagte jeder Freude, jeder Belustigung, zu welcher sein Stand täglich Einladungen erhielt, um seinem Vater die Last der Geschäfte zu erleichtern.

Die geraden und festen Grundsätze des Kadileskiers hatten ihm schon manche Feinde am Hofe geschaffen; er aber sah ihrer Rache stets mit einer nur dem Rechtschaffenen eigenen Gleichgültigkeit entgegen. Man versuchte es lange vergebens, etwas gegen ihn anzuzetteln, was

ihn in den Augen des Kalifen verdächtig machen konnte; indeß sammelte sich endlich gegen ihn das drohende Ungewitter, dem er nicht entgehen sollte.

Er hatte nämlich einst, nach der Strenge der Gesetze, die Strafe gegen einen Verbrecher verhängt, den die Fürsprache einer Favoritinn des Kalifen retten sollte. Dieses Benehmen schuf ihm eine geheime Feindinn an derselben. Man hat der Beispiele tausende, was ein reizendes Weib über einen bejahrten Fürsten für eine Macht sich zu schaffen fähig ist. Der Favoritinn fehlte es nicht an großen lebhaften schwarzen Augen, an einem liebenswürdigen Lächeln, das ein schönes Reihenpaar von Zähnen und eine rosenrothe Lippe verherrlichten. Solchen Waffen gelingt es oft, dem rechtlichen Manne aus dem Hinterhalte der flachsten Intrigue am Throne den Untergang zu bereiten.

Man wußte dem Kalifen einigen Verdacht gegen den Kadileskier einzuflößen; man suchte ihn durch Kabalen aller Art in demselben zu bestärken, und vermochte es endlich dahin zu bringen,

daß der Kadileskier seiner Stelle entsetzt und aus Bagdad verwiesen ward. Auch seines Vermögens dürfte er verlustig erklärt worden seyn, wenn man hätte vermuthen können, daß es von einiger Bedeutung wäre; allein man war zu sehr überzeugt, daß der Kadileskier ein unbestechlicher Richter sey, und bei dem sammeln sich keine Schätze.

Dem Greise war die Nachricht von seiner Entsetzung sehr niederschlagend. Er glich dem Steuermanne, der sein Boot glücklich durch alle gefährliche Wege gebracht hat, eben aber, indem er die Küste sieht, an welcher er landen will, zugleich auf eine Klippe stößt, die alle seine Hoffnungen vereitelt.

Alimelek aber, welcher sich eine Gewandheit im Denken eigen gemacht hatte, die ihm für jeden Unfall des Lebens eine Reihe Beruhigungsgründe darbot, glaubte seinen Vater nicht besser trösten zu können, als wenn er ihm die große Absicht, welche die Natur mit ihm hatte, lebhaft aufstellte. „Das Schicksal,“ sprach er, „will dir, mein Vater, noch den Genuß eines Lebens bereiten, der den wahren Balsam unsers Daseyns

enthält. Du hast deine Tage in einer unaufhaltsamen Thätigkeit hingebracht; dein Streben, dich auf die Stufe hinaufzubringen, auf welcher du gestanden, und da deine Stelle auf eine würdige Art zu vertreten, hat dich nie zu dir selbst kommen lassen. Nun hast du Gelegenheit, dir selbst etwas zu seyn, nun kannst du die wenigen Jahre, die dir noch beschieden sind, dir leben —"

Soll man denn nur sich leben? fiel der Greis bedenklich ein. Mein Sohn, du hast noch kein Kind gehabt.

„Um mich kümmere sich der Vater nicht. Ich bin ihm längst gram, diesem thätigen und hüpfenden Lebenswandel. Ich habe Gelegenheit gehabt, in meinem Wirkungskreise Menschen zu sehen, und zugleich Muße genug ihren Werth zu berechnen. Warlich! es verlohnt sich kaum der Mühe, einen Augenblick seines Daseyns ihnen zu opfern. Die Menschen in der Gesellschaft gleichen Sklaven; sie sind einer im Dienste des Andern, weil es die Fessel gebietet, die sie sich angelegt haben. Gerathen sie einen Augenblick in Freiheit, so gleichen sie den Räubern, vor denen

der redliche Mann zittern muß. Wer sich übez sie empor gehoben, wer es gelernt hat, erst zu denken und dann zu handeln, der sieht sich augenblicklich von einem reißenden Strome fortgerissen, bald an eine zerschmetternde Klippe geworfen, bald auf eine Höhe gescheucht, bald in einen Abgrund hinuntergestürzt. Besorglichkeit ist sein Loos. Ein solches Leben giebt mir keine tröstliche Aussicht. Mit Freuden zieh' ich mich mit dir, mein Vater, in die Einsamkeit zurück. Schon dein Schicksal soll mich diese Weisheit lehren."

Der Greis gab nach. Er schien dem kaltblütigen Weisen Beifall zu geben. Diejenige Baarschaft, die er sich gleichsam erspart hatte, vergrößerte er jetzt durch den Verkauf des überflüssigen Geräths; und da er die Aussicht hatte, mit derselben die ersten Bedürfnisse bestreiten zu können, so stand er keinen Augenblick an, sich der Führung seines Sohnes zu überlassen.

Einige Tagereisen waren sie schon von Bagdad entfernt. Alimelek überließ sich in Rücksicht des Weges, den er nahm, ganz dem Ungefähr.

Sein Auge ward bis jetzt bloß durch eine Sand-steppe geweidet, die sich bis an eine Kette felsich-ter Gebirge erstreckte. Nachdem er mit seiner Be-gleitung den Weg unter einiger Anstrengung zu-rückgelegt und einen Hügel des Gebirgs erstiegen hatte, zeigte sich ihm vom Gipfel desselben eine tiefliegende Ebene, wo die Natur ihre anmuthigen Reize mit milder Hand hingezaubert hatte. Den flachen Boden deckte überall das schönste Grün, ihn durchschnitt ein Arm des Euphrats, der die schmachtenden Fluren mit seinem klaren Gewässer befeuchtete und sie immer zum neuen Leben zu-rückrief. Ein Theil der Ebene verlor sich unter dem Schatten emporstehender Cypressen, wel-che die schönsten Haine bildeten, zu denen die lieblichen Töne der gefiederten Luftbewohner den müden Wanderer schon von fern einzuladen schienen.

Begeistert ward Alimelek von dem Anblick; hoch hob sich sein Busen empor, und wie ein Hungriger, dem lange keine Speise ward, weide-te sich sein Auge und sein Herz nicht weiter an der Gegend, sondern er eilte von der Höhe hinab,

um in ihrem Kreise selbst sich seinem Gefühle zu überlassen.

„Hier ruhen wir, mein Vater, einige Tage!“ rief Alimelek dem Greise entgegen. „Der Genuß dieses Aufenthalts muß auch deinen Kräften Erholung verleihen.“ Er gab sogleich seinen Sklaven den Auftrag, einen Raum abzustechen und darauf ein Zelt aufzuspannen. Auch dem Greise schien dieser Stillstand ihrer Reise gewissermaßen willkommen zu seyn. Er äußerte zwar nicht vor seinem Sohne, wie beschwerlich ihm der zurückgelegte Weg geworden sey, desto mächtiger aber empfand er es. Allzusehr waren seine vom Alter abgestumpften Kräfte durch das ihm widerfahrne Schicksal erschüttert worden, als daß er nicht jede körperliche Anstrengung doppelt hätte fühlen sollen.

Zwei Tage waren nun verstrichen. Alimelek war ganz von seinem schönen Aufenthalte hingerissen. Er wollte ihn ungern verlassen; dennoch würde er sich dazu bequemt haben, hätte er nicht die Unmöglichkeit, mit dem Greise die Wanderung fortsetzen zu können, eingesehen. Mit vielem Mißvergnügen bemerkte er nämlich, daß die Ruhe

seinem alten Vater nicht die vorige Munterkeit wiedergab, vielmehr schien es ihm, als drohe eine wirkliche Schwäche seine Tage zu untergraben.

Noch mehr ward er in seiner Vermuthung bestärkt, als der Greis seinem Wunsche zuvor zu kommen schien: „Ich merke, mein Sohn," äußerte er, „daß du ungern diesen Aufenthalt verläßt. Ich dächte, wir blieben noch einige Tage; mit mir will's ohnedies noch nicht recht fort. Fesselt mich auch der angenehme Aufenthalt, oder —"

Alimelek schwieg. Die Ahnung drängte sich in ihm hervor: daß die Stunde sich hier nahen dürfte, welche seinem Vater vielleicht die letzte seyn könnte. Das Ungefähr entdeckte ihm eben eine Höhle, zu der einige Araber, welche hier ihren Aufenthalt einige Zeit nahmen, sich den Weg gebahnt hatten. Diese fand er bequem, dem Greise eine bessere Ruhe zu schaffen, als ihm im Freien ward. Er ließ sie daher in Ordnung bringen, und bezog sie mit seinem Vater. Keinen Augenblick verließ er ihn; ein jeder seiner Winke

war ihm Befehl. Mit jedem Tage verrieth das Aeußere des Vaters, dem Sohne seinen bedenklichen innern Zustand; des Greises Blicke wurden immer ängstlicher, seine Unruhe nahm gradweise zu. Nach einigen Tagen konnte er sich nicht mehr aufrecht halten, er mußte stets auf dem Lager hinbringen. Endlich kam seine Auflösung mit großen Schritten immer näher. Am Morgen des achten Tages war er nicht mehr.

Das Hinscheiden des Vaters änderte nichts in der Denkart Alimeleks. Die Gegend, nach welcher ihn das Schicksal versetzt hatte, war ihm so bezaubernd schön; die Höhle, welche er bewohnte, so bequem; die nüchterne Weise sein Leben zu fristen, ihm so willkommen, daß er gar kein Verlangen trug, seine Wanderung zu verfolgen, sondern vielmehr in seiner Lieblingsneigung, dem gesellschaftlichen Leben zu entsagen, bestärkt werden mußte; und so gründete sich in ihm der feste Entschluß, in dieser Einsamkeit sich seiner Tage zu freuen.

Ueber Jahr und Tag brachte Alimelek in dieser sich selbst geschaffenen Verbannung schon

zu. Nur selten störte der Anblick eines lebenden Wesens seine Ruhe. Er schuf sich Beschäftigungen, welche die Einsamkeit nur reifen läßt. Zwischen Anordnungen des Haushalts und spekulativen Selbstunterhaltungen theilte er seine Zeit. Am erfreulichsten war ihm der Gedanke, wenn er über die Fortschritte nachdachte, die er in Rücksicht seiner Selbstständigkeit gemacht hatte.

„Es bleibt also ewig wahr," dachte er oft bei sich selbst, „der Mensch ist das, was er seyn will. Ich habe den Kampf glücklich geendigt, den der arme Sterbliche mit seinen Neigungen zu bestehen hat; habe den Standpunkt glücklich gefaßt, aus welchem uns die Quelle unsrer Glückseligkeit entsprießt. Mein Besitz ist nun größer, fruchtbringender, als der des Kalifen. Wär' ich noch an deinem Hofe, armseliger Despot, ich würde meiner selbst nicht werth seyn! Jetzt, Alla sey Dank! bin ich selbst Gebieter. Die Welt und ihre Schätze liegen vor mir; der Despot geizt nach ihnen, ich trete sie mit Füßen. Wer ist reicher? Wer glücklicher? Er oder ich —?"

Armseliger Alimelek! du spielst den einsamen Weisen aus Eigensinn, bist genügsam, weil du dich keiner Prüfung unterworfen hast. Wenn des Menschen Schwachheiten uns zu verblenden streben, oder ihre Thorheiten uns wie die Irrlichter umgaukeln, dann vermag nur der Geübte auf seine Selbstständigkeit zu trotzen. Du hast, Alimelek, deine Vernunft auf Unkosten deiner Sinne geschärft; du lebst im festen Vertrauen auf die Allgewalt derselben; du gleichst dem Adler, der kühn nach den obern Regionen sich erhebt, und vor jeder Verfolgung dort gesichert ist. Allein oft lockt ihn der Hunger zu den niedern Luftrevieren herab; da reizen Leckereien mancher Art sein Auge, er verweilt, und ihn trifft dann der tödtliche Pfeil.

Eines Tages trat Alimelek am frühen Morgen aus seiner Höhle. Da tönte ihm von dem Gebirge her die Stimme eines Kameels entgegen. Er ward aufmerksam, horchte und unterschied deutlich zugleich den Laut eines Treibers. Neugierde trieb ihn dem Schall entgegen. Er verlor sich ins dunkle Gebüsch, das zu den Gebirgen

führte. Er hört Etwas näher kommen; seine Aufmerksamkeit wird gespannt. Endlich gewahrt er einen Sklaven, der ein mit einem Tartavan *) beladenes Kameel vor sich her trieb. Der Sklave lenkte den Weg zu einem rieselnden Bache ein. Dort hielt er. Der Tartavan ward sorgfältig von dem Kameele abgeschnallt, auf die Erde niedergelassen, und aus dem Innern desselben sah Alimelek ein weibliches Geschöpf sich herausbegeben, das alle Reize eines gewandten Körperbaues in sich vereinigte. Sie ließ sich auf den grünen Rasen nieder, und warf den Schleier zurück. Alimeleks Auge ward von der blendenden Schönheit ihrer Gesichtszüge äußerst überrascht. Er stand unbemerkt, betrachtete und bewunderte die Reize, die ein jeder ihrer Blicke und jede ihrer Bewegungen ihm zeigte.

Er fing an einige Theilnahme für das Schicksal dieser Schönheit zu hegen. Es regte sich in ihm die Neugierde, zu erfahren, welcher Zufall sie

*) Ein im Orient gebräuchliches Tragewerk.

sie in diese Gegend führte. War sein Auge bisher aufmerksam, so ward es nunmehr sein Ohr, um aus irgend einer ihrer Aeußerungen die Erscheinung sich zu erklären. So viel konnte Alimelek aus ihrem ganzen Wesen abnehmen, daß nicht die froheste Stimmung sie beseelte. Sie saß in sich gekehrt, niedergeschlagen, holte oft einen tiefen Seufzer, trocknete sich mitunter eine Zähre, und wies jeden Genuß von sich, den ihr der Sklave reichte.

„Edle Kallida! Meine Gebieterinn!“ unterbrach endlich der Sklave die Stille. „Ihr scheint Euch nicht in Euer Schicksal ergeben zu wollen, und das ist doch Eure erste Pflicht. Was hilft Euch ein Kummer, der Euch Eure Tage kürzt. Mit dem Tode enden sich der Sterblichen gute und böse Schicksale. Euch können noch frohe Stunden genug für den Unfall entschädigen, den Ihr gehabt. Ich gebe noch gar nicht die Hoffnung auf, edle Kallida.“

Mein guter Aba, du täuschest dich selbst, erwiederte Kallida. Wir sind verloren. Wer weiß, welche schreckliche, grause Schicksale uns noch bevorstehen. Unbewaffnet, ohne alle Bedeckung irren

wir in der Wüste so viele Tage schon umher. Mit unsrer Nahrung ist's aufs Reine. Wir wissen nicht, wo wir sind, wo wir noch hingerathen werden. Entgehen wir den reißenden Thieren, so lauern unsrer vielleicht unzählige Räuberhorden. Ach! nur zu sehr vertrau' ich der Hoffnung besserer Aussichten. Was sollte mich sonst veranlassen, mir meine Tage zu erhalten? Denke ich aber daran, daß diese Räuber nicht Freiheit, Leben, nein, meine Ehre mir rauben dürften, o dann wanke ich zwischen Leben und Tod!

Ein Thränenstrom entrollte ihren Augen. Der Sklave stand verstummt, und Alimelek hatte den schönsten, rührendsten Anblick vor sich. Er war nun unterrichtet, daß ein unglückliches Schicksal diese Fremdlinge verfolgte. In ihm erwachte das Gefühl der Menschlichkeit; er konnte verborgen den Anblick nicht länger ertragen, er wollte seine Theilnahme zu erkennen geben. „Das Mädchen ist so schön, so liebenswürdig, ihr Schicksal vielleicht schrecklich, schaudernd, du könntest ihr Rettung schaffen," so dachte er; mit diesem Gedanken trat er hervor und zeigte sich der weiblichen Schönheit.

„Aba, was seh' ich!“ rief sie bestürzt.

Erschrick nicht, reizende Unbekannte! rief Alimelek. Ich habe vernommen in welcher bedrängten Lage du dich befindest. Ich eile, dir meine Dienste anzubieten, vielleicht vermag ich dir nützlich zu seyn.

Die offne Miene, reinliche Bekleidung Alimeleks flößte der Fremden einiges Vertrauen ein. „Sey es Fügung des Himmels,“ sprach sie, „sey es ein Ungefähr, das mir in dir einige Hülfe zugeführt hat, du bist mir willkommen, edler Fremdling! Wenn dein Blick mich nicht täuscht, so bist du ein ehrlicher Mann.“

Dein schmeichelhaftes Zutrauen belebt mich zur größten Theilnahme, erwiederte Alimelek. Welches Schicksal führte dich in diese Oede? So verlassen, ohne Schutz hat vielleicht noch nie ein weiblicher Fuß diese Gegend betreten.

„Edler Fremdling, dein Erstaunen wird sich in Mitleid verwandeln, wenn du mein Schicksal erfahren haben wirst,“ begann die Unbekannte. „Mein Vater, Namens Ismael, faßte den Entschluß, seinen Wohnort Baßra zu verlassen und

seinen Haushalt nach Bagdad, einem für seinen Verkehr bequemern Ort zu verlegen. In seiner Begleitung und mit allem seinem Eigenthume verließ ich Baßra. Wir schlossen uns an die große Karavane an. Eine beträchtliche Horde von Räubern umringte uns, schnitt uns den Weg ab. Es kam zu Thätlichkeiten. Unsre Bedeckung ward zerstreut und ein großer Theil der Karavane ist ein Preis der Habsucht und des Raubes geworden. In dem Gewühle des Haders und Streits ward alle Ordnung gestört. Ich verlor meine Begleitung und sah' mich zugleich von meinem Vater getrennt. Ein jeder mußte, um nicht in die Hände der Räuber zu gerathen, auf seine Sicherheit denken. Ich verließ eiligst den großen Weg. Schon sechs Tage irre ich umher. Entkräftet und verlassen, foltert mich der Gedanke an meinen Vater. Wer weiß, welches Schicksal ihn mir entrissen hat; und wenn er glücklich dem Tode entronnen ist, wie wird ihn mein Schicksal kümmern!" — Hier verlor sie wieder einen Thränenstrom.

Beruhige dich, treffliches Mädchen! erwiederte Alimelek. Die Besorgniß um dein Leben und

deine Ehre kannst du schwinden lassen. Du bist jetzt in einer Gegend, die von den Habsüchtigen und Wollüstigen nicht betreten wird, der einzige Bewohner derselben bin ich. Hast du einiges Zutrauen zu mir, so will ich dich nach meiner Wohnung begleiten. Alles, was ich besitze, steht dir dort zu Gebote, deinen erschöpften Kräften wieder aufzuhelfen. Vielleicht findest du Mittel, oder bietet dir die Vorsicht die Hand, dich bald zu den Deinigen ruhig und zufrieden zu geleiten. Bis dahin ist Alimeleks Hütte, und Alles, was er besitzt, das Deinige. — Bei diesen Worten reichte er Kalliden die Hand. Sie hob sich vom Rasen empor und mit schwachen Schritten folgte sie Alimelek zu seiner Höhle.

Alimelek war nun nicht mehr allein. Ihn beschäftigte nicht mehr blos sein liebes Selbst. Sein Auge und seine Seele waren jetzt an ein Geschöpf gefesselt, das in Rücksicht seiner Reize schon beim ersten Anblick ihn bezauberte; allein, da er es nun beständig um sich hatte, es täglich sah, seinen Dank bei jeder Gelegenheit einerntete, und von seinen liebreichen Blicken bei jedem Um-

stand sich getroffen fühlte, ihm täglich theurer werden mußte.

Außerdem, daß Kallida in Alimelek ihren Retter verehrte, mußte er auch auf sie, in Rücksicht seiner Person, seines Anstandes und seiner Talente, einen mächtigen Eindruck machen. Er wagte es keinesweges irgend einen Blick, noch weniger eine Aeußerung entschlüpfen zu lassen, die Kallida's jungfräulicher Unschuld ein Erröthen verursachen konnte, vielmehr ward er täglich zurückhaltender, schüchterner und ernster. Das Letztere läßt sich leicht erklären. Die Unbefangenheit seines Herzens nahm ab, er fühlte einige Neigung für Kallida; sie zu überwinden gerieth er oft in Streit mit seiner Vernunft, und wenn er diese dann oft unterliegen sah, wenn er sich so einer Schwäche bewußt war, die ihn zu einem Fehltritt verleiten konnte; was Wunder, wenn er beim Anblick Kallida's vor sich selbst erröthete?

Kallida besaß den in Angelegenheiten des Herzens dem Weibe eigenen Scharfblick. Sie wußte, daß Alimelek mehr für sie empfand, als er äußerte. Sie wollte es ihm in Selbstbeherr-

schung gleich thun, ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit foderte sie hierzu auf. Aus Furcht, daß sie bei der stillen Empfindungsweise Alimeleks die ihrige verrathen dürfte, nahm sie auch eine zurückhaltendere Stimmung an, so daß Kallida gleichsam in Alimelek ein Muster hatte, den Aeußerungen ihres Herzens eine Fessel anzulegen.

Bei der Fülle ihrer Empfindung beschäftigte sie aber doch oft die Frage: wer dieser Alimelek sey? Was wohl einen Mann von solcher Denkart und Bildung bewogen haben könne, in diese Einsamkeit sich zu verbannen? Wer weiß, welches Verbrechen ihn aus der Gesellschaft verscheucht? Welcher gefährlichen Neigung dürfte ich mich vielleicht ergeben? O könnte ich meinem Herzen Stillstand gebieten und Geistesstärke genug sammeln, um einen scharfen Blick in Alimeleks Herz thun zu können! — So dachte sie oft.

Wenn sie sich zu dem Versuche nicht stark genug fühlte, so stieg der Wunsch wohl lebhaft in ihr auf, diese Oede zu verlassen und Alimeleks Gegenwart zu fliehen. Diesen Wunsch laut werden zu lassen, verbot ihr der Gedanke, den, den

sie liebte, seinen Leiden zu überlassen, eben so wohl, als die Furcht, sein zurückhaltendes Wesen durch die Absicht, ihn zu verlassen, in ein verzweifelndes zu verwandeln.

Aus Alimeleks Seele entfernte sich selten das Bild Kallida's. Er hatte oft einen harten Kampf zu bestehen. Bald regte sich in ihm der Gedanke, wie weit ihn die Neigung gegen Kallida von seinen Grundsätzen abführen dürfte, bald der Argwohn, daß Kallida es darauf angelegt haben möchte, seine Denkart irre zu führen. Warum äußert sie es nicht, sich von mir zu trennen? sagte er zu sich selbst. Warum sehnt sie sich nicht laut nach ihrer Heimath? Ich will sie selbst auf die Probe stellen. Ich will mich überzeugen, ob es mit ihrer Liebe ihr ein Ernst ist, ob sie mich dem Vater, der Heimath aufopfern wird.

Er eilte daher zu Kallida und fand sie in sich selbst gekehrt. „Ich glaube," sagte er ihr, „den Kummer, der dich darniederdrückt, errathen zu haben. Du schmachtest nach deiner Heimath, nach deinen Angehörigen. Von mir sollst du dich nicht zurückgehalten sehen. Ich will dich mit Al-

lem, was du auf dem Wege benöthigt seyn dürftest, versehen. Sechs Tagereisen trennen dich von Baßra. Willst du es wagen, ich verhindre dich nicht. Ich hoffe," fügte er gerührt hinzu, „du wirst Alimelek nicht vergessen."

Kallida war auf eine solche Anrede nicht gefaßt. Der Eingang derselben verdroß sie, der Schluß beseelte sie zur gegenseitigen Herzlichkeit: „Großmüthiger Mensch," entgegnete sie, „vergessen werde ich dich nie, aber verlassen muß — —" Hier unterbrach die Empfindung ihre Stimme.

„Mußt du, Kallida?" fiel Alimelek ein. „Deine Entfernung wird diesen stillen Aufenthalt, wo ich sonst so froh und glücklich war, zur Einöde mir schaffen. Du mußt mich also verlassen?"

O Alimelek! mich bindet mehr als Dank an dich; das fühlt' ich längst.

„Und doch, Kallida, mußt du mich verlassen?"

Ueber meinen Willen bin ich nicht Meister. Du entsagst der Herrschaft darüber. Mir läßt deine Biederherzigkeit die Wahl. Wohlan! So gebe ich denn das Recht darüber dem, dem es

Alla verlieh. Ich habe einen Vater. Er muß willigen in das, was meines Herzens Wunsch ist.

„Du verläßt mich also, Kallida?“

Ich gehe — bleibe — kurz, thue, was du willst.

„Würdest dich auch Mein nennen lassen?“

Dies nur mit dem Willen des Vaters.

„Wohlan, Kallida, dann ziehe! — Doch dem Schicksale vertrau' ich dich nicht allein. Unter meinem Schutze mußt du in Bagdad einziehen. Ich begleite dich dahin. Die Thore Bagdads sind mir verhaßt; an deiner Seite aber ihnen den Rücken zuwenden können, der Gedanke einzig und allein kann mich bewegen, ihren Anblick zu ertragen.“

Alimelek ließ alles in Ordnung bringen, um mit Kallida, in Begleitung eines Sklaven, den Weg nach Bagdad anzutreten. Die zur Abreise bestimmte Stunde kam heran, und die kleine Karavane setzte sich in Bewegung. Sie war kaum einen halben Tag fortgeschritten und hatte schon einen Theil ihres Weges über das Gebirge zurückgelegt, als sie in der Ferne einen Trupp Rei-

ter gewahrte. Ihr Anblick erschreckte Alimelek und Kallida. Indem sie sich ihnen zu nähern schienen, hielt es Alimelek der Klugheit gemäß anzuhalten, und wo möglich den ihm unbekannten Reisenden auszuweichen. Indeß die Reiter kamen endlich so nahe, daß Alimelek und seine Begleitung von ihnen bemerkt werden mußten. Der ganze Trupp eilte auf Alimelek zu, welcher nun in ihm einen Aga in Begleitung einiger Spahis und eine Anzahl Reisender, denen sie zur Bedeckung dienten, vor sich sah.

Der Aga redete nun Alimelek an, fragte ihn: ob er auch zu der vor einiger Zeit zerstreueten Karavane gehöre, und ob er gesonnen wäre, seinen Weg nach Bagdad zurückzulegen.

Bei dieser Frage wagte es Kallida sich aus dem Tartavan empor zu heben. Sie irrte in dem Kreis umher. Ihr Anblick zog aller Augen auf sich. Ein Greis drängte sich aus dem Kreise und eilte auf Kallida zu. „Sie ist's," rief er, „es ist meine Tochter Kallida!" — Mein Vater! rief Kallida, und beide eilten sich nun zur gegenseitigen Umarmung entgegen.

„Welches Wunder," rief der Alte entzückt, „führte dich hier in der Wüste wieder zu mir?"

Kein Wunder, entgegnete Kallida. Hier dieses Mannes Großmuth hast du deine Tochter zu verdanken. Er nahm mich liebreich auf, theilte mit mir seinen kärglichen Unterhalt und —

„Edler Fremdling!" fiel der Vater ein, und eilte auf Alimelek zu. „O wüßtest du, welchen Schatz du mir in dieser Tochter erhalten! Alla sey gelobt! Die Hoffnung, daß du der Verlassenen einen Edlen zuführen würdest, täuschte mich nicht. Du sollst auch an mir einen edlen Vergelter finden. Sey wer du seyst, dein Glück erkaufe ich mit allem, was ich besitze. Du hast mir mein zweites Leben erhalten."

Mit edlem Stolz erwiederte Alimelek: Ich habe der Bedürfnisse wenige, würdiger Greis. In meiner Einsamkeit schafft mir die Natur mit milder Hand das, was mir das Leben fristet, und Genügsamkeit verherrlicht mir den Genuß. Du hast deine Tochter wieder, die ich dir zuführen wollte. Ich habe für keinen Sterblichen mehr eine Pflicht, ich ziehe mich daher wieder in meine Einsamkeit zurück.

Nur einen Wunsch habe ich, den mir zu genügen, steht nur bei Kallida.“

Wie? Du willst mich verlassen, Alimelek? Ziehst nicht mit nach Bagdad? rief Kallida.

„Dort,“ erwiederte Alimelek, und zeigte nach seinem einsamen Aufenthalt, „ist hienieden der Frieden meines Lebens. Wer sich mit mir des Lebens freuen will, der muß nach jener Oede mich begleiten. Leb wohl, Kallida.“

Nein, ich laß dich nicht, fiel Kallida ein. O mein Vater, du mußt mit ihm hin nach dem lieblichen Aufenthalte, den er für den Frieden seines Lebens sich erkohr. — Hin mußt du, ihn dort sehen, Alimelek, meinen Retter, meinen Genius, wie er des himmlischen Lebens genießt, wie er fromm, tugendsam und genüglich sich seiner Tage freuet.

Der Greis stand, wußte nichts zu erwiedern. Er konnte der Einladung zu einem Manne nicht widerstehen, der ihm das schätzbarste Kleinod wiedergab. Er glaubte ihm viel, viel schuldig zu seyn, da er seiner Tochter so werth war. Indeß stand ihm von der andern Seite der Eigennutz

im Wege. Er sollte sich in einer Oede aufhalten, dort seine Schätze hinbringen, sie ungenützt liegen lassen, vielleicht vor Ueberfällen gar vergraben müssen. Indeß da bald wieder eine Karavane des Weges zu erwarten war, und ihm die Aussicht blieb, mit derselben in Kurzem den Weg nach Bagdad fortsetzen zu können, so entschloß er sich der Bitte seiner Tochter nachzugeben, sich von seinen Genossen zu trennen und aus Dankbarkeit beim Alimelek sich aufzuhalten.

Nichts konnte Alimelek jetzt willkommener seyn, als der Entschluß des Vaters. Mit Herzlichkeit und frohem Blicke reichte er ihm seine Linke: „Willkommen sollt Ihr mir auf immer seyn, edler Greis! Vielleicht lernt Ihr bei mir ein Leben kennen, das Ihr jedem andern vorzieht.“ Bei diesen Wortrn begrüßte er die Menge mit einem Lebewohl; Kallida und ihr Vater thaten ein Gleiches, und so lenkten sie den Weg zu Alimeleks Aufenthalt ein.

Tiefen Eindruck hatten die Reize Kallida's auf alle Umstehenden gemacht. Der Greis, ihr Vater, gewann für jeden ein größeres Interesse

und mit einem höheren Grade von Antheil schied Alles von ihm. Mancher Jüngling wandte sich nach Kallida um, als er mit dem Troß sich schon entfernt hatte, und Alimelek mit seinen Gästen sich hinter das Gebirge verlohr.

Alimelek bewirthete seine Genossen so gut, als es ihm in seiner Einsamkeit möglich war. Kallida mußte dem Vater alle Abentheuer erzählen, welche sie überstanden hatte, seitdem sie von der großen Karavane entfernt ward. Als sie mit ihrer Erzählung aber auf ihre Bekanntschaft mit Alimelek kam, verwandte sie alle ihre Kunst im Vortrage, nicht allein die edle Aufnahme, die ihr derselbe wiederfahren ließ, sondern auch seinen großmüthigen Vorsatz, sie selbst dem Vater in Bagdad wieder zuzustellen, mit solchen lebhaften Farben zu malen, daß die Achtung des Greises für Alimelek sich verdoppelte.

Jetzt ward Alimelek beinahe des ersten Vergnügens seines Lebens theilhaftig. Kallida's gegen ihn verschwendetes Lob überzeugte ihn von ihrer ernstlichen Zuneigung zu ihm, und der freundliche, milde Blick des Vaters verrieth ihm

zu sehr, daß auch er nicht gegen ihn gestimmt sey.

So weit der Scharfblick des Greises bei der kurzen Bekanntschaft mit Alimelek reichte, war er sehr wohl mit dessen Karakter und Benehmen zufrieden. Allein auch er konnte sich nicht erklären, was diesen jungen Mann wohl bewogen haben konnte, in dieser Einsamkeit seine schönsten Tage hinzubringen und gleichsam gebannt von der Welt in der Welt zu leben. Er hielt sich aber um so mehr verpflichtet, in der Rücksicht einige Auskunft zu erhalten, da es ihm nicht entging zu bemerken, daß zwischen diesem Fremdling und seiner Tochter eine etwas mehr als freundschaftliche Neigung sich entwickelt habe.

Der Greis suchte daher auf eine unvorsätzlich scheinende Art sich mit Alimelek in ein Gespräch einzulassen, und sich allmählig der Frage zu nähern: was ihn, einen jungen raschen Mann, bewogen haben könne, eine so unthätige Lebensart zu ergreifen.

Alimelek stand nicht an, Kallida's Vater der Reihe nach seine Schicksale aufzuzählen. Die

Art,

Art, wie Alimelek sprach, die Bemerkungen, Reflexionen über Lebensgenuß und Menschenwerth, die er auf eine der Fassungskraft des Greises angemessene Art in seine Erzählung verwebte, schufen ihm eine solche Achtung und Würde in den Augen Ismaels, daß er ihn für einen Heiligen zu halten geneigt gewesen wäre, wenn Alimelek seiner Beredsamkeit einen Grad von höherer Stimmung in dieser Absicht verliehen hätte.

Indeß dachte Ismael: was nicht ist, kann noch werden; Alimelek ist auf gutem Wege. Er freute sich im Herzen, daß seine Tochter veranlaßt worden, Neigung für einen Mann zu fassen, dessen Weisheit und Frömmigkeit auch auf seine Seligkeit von mächtigem Einfluß seyn dürfte. „Dein Gewerbe, dein Stand hindert dich oft,“ dachte Ismael, „ein dem Buchstaben des Propheten angemessenes Leben zu führen. Weihe daher deine Schätze, dein einziges Kind einem seiner strengen Verehrer und die Gnade des Propheten muß dir, Ismael, werden.“

Das ganze Benehmen des Greises verrieth Alimelek, daß er ihn in eine für ihn vortheilhaf-

te Stimmung versetzt hatte, und er hielt daher die erste Gelegenheit für die schicklichste, von ihm die Hand Kallida's zu fodern. Dem Greise kam ein solcher Antrag gar nicht unerwartet. „Ich werde Kallida sehen, darüber sprechen," erwiederte er mit Anstand, „dein Wunsch soll in mir kein Hinderniß finden."

Gestehe mir offenherzig, mein Vater, fragte Kallida, als sie kurz darauf mit dem Greise allein war, wie gefällt dir Alimelek? Wir bleiben bei ihm! Nicht? Was hätte ich auch in Bagdad ohne Alimelek.

„Wenn dir diese Oede gefällt, so werde ich nichts dagegen haben, dich hier zu sehen," erwiederte Ismael. „Doch mich, als Kaufmann, ruft mein Gewerbe nach Bagdad. Glaubst du froh und glücklich mit Alimelek zu seyn, so geb' ich euch beiden meinen Segen." Kallida schwieg.

Aus Ehrfurcht gegen den himmlischen Vorsatz, den Ismael in der gewählten Lebensart Alimeleks zu finden wähnte, kam er nicht auf die Idee, ihn zu überreden, sich mit ihm nach Bagdad zu begeben; sondern, kurz entschlossen, hob

er sich beim nächsten Mittagsmahle von seinem Sitze, stellte sich zwischen Alimelek und Kallida und legte ihre Hände in einander. „Durch meinen Willen," fügte er nachdrücklich hinzu, „mögt ihr vereinigt seyn, nun werdet es durch den eurigen." — Zum erstenmal umarmte Alimelek seine Kallida, und diesen Umarmungen folgten mehrere. —

Ismael beschäftigte jetzt nur der Gedanke, nach Bagdad zu kommen. Täglich bestieg er einige Anhöhen, um zu gewahren, ob sich die Karavane nicht nähere. Wenige Tage nach der Vereinigung Alimeleks mit Kallida entdeckte er sie endlich vom Gebirge herab. Eiligst begab er sich zu Alimelek und Kallida. Der zärtlichste Abschied erfolgte, und der Greis gab sein Wort, wo möglich seine Tage dereinst bei ihnen zu beschließen. So zog er nach Bagdad und ließ Alimelek und Kallida in ihrer Einsamkeit zurück.

Die ersten Monde schwanden dem geliebten Paare hin wie einzelne Tage. Hinreichende Beschäftigung und Unterhaltung fanden Alimelek und Kallida in ihrem gegenseitigen Anblick; al-

lein der anschwellende Strom herzlicher Empfindung verliert sich auch endlich wieder, wenn er seinen höchsten Standpunkt erreicht hat.

Alimelek kam zu sich. Er freute sich des Besitzes seiner Kallida, schätzte sich glücklich, daß das Schicksal ihm eine solche Gefährtinn zugeführt habe, die manche Leere seiner Zeit auszufüllen vermochte. Allein er genoß auch zugleich seiner selbst; sein Geist nahm wieder Schwungkraft zum Denken und Forschen an. Indem Alimelek seine Stunden zwischen sich und Kallida theilte; indem er vom Denken zum Empfinden einen ewigen Zirkelgang trieb, fühlte er sich zufriedener als jemals.

Nicht so war's mit Kallida. Sie lebte, seitdem sie Alimelek sah, im Rausche trunkener Empfindung; sie vergaß Alles, was sie an irgend Etwas band. Das Andenken an Eltern, Freunde, Zeitvertreib, trat bei ihr in Hinterhalt. Nur für Alimelek schien sie zu leben. Nun, da sie Alimelek besaß, da ihre Einbildungskraft an der Grenze stand, ward sie sich selbst wiedergegeben. Der Besitz Alimeleks, der nun ihre Wünsche

krönte, ließ in ihr den Gedanken an Alles das, was ihr außerdem theuer war, aufsteigen. Der Besitz Alimeleks tröstete, aber beruhigte sie nicht in Rücksicht dessen, was sie ihm opferte.

Nicht selten stieg daher in ihrem Innern ein Grad von Unzufriedenheit, von Mißvergnügen und niederschlagender Laune auf, wenn sie wünschte, bei dem Besitz Alimeleks sich ihres Vaters, ihrer Freunde, eines geselligen Lebens und verfeinerter Unterhaltungen aller Art freuen zu können. Es waren stille Leiden, die sich auf ihrem Antlitze abdrückten, und Alimelek eine Veränderung an seiner Kallida verriethen, die manchen Augenblick sein Nachdenken beschäftigte.

Alimelek verdroß es dann, wenn er sah, daß Kallida nicht mit ihm die Ruhe seines Lebens theilte. Sie, die ihm so schätzbar, so über Alles theuer war, die sein zweites Ich ihm seyn sollte, fand er täglich mehr in einer von der seinigen entfernten Stimmung. Diese Bemerkung fing an den innern Frieden seines Herzens zu stören, und bewog ihn, sich gegen Kallida selbst darüber zu erklären.

Wie staunte er, als er die Ursache ihrer trübseligen Augenblicke ihr entlockte, und aus ihrem Munde vernahm, daß, so glücklich sie sein Besitz mache, sie doch glücklicher in demselben sich fühlen würde, wenn sie im Schooße ihrer Familie, im Kreise geselliger Menschen es sagen könnte: Alimelek sey der Ihrige. — Er bot alle seine Beredsamkeit auf, Kallida zu überzeugen, daß sie die Glückseligkeit nur in sich suchen müsse, und weit sich davon entferne, wenn sie den Gedanken an Dinge außer sich heftete. Ihr Gefühl, ihre Erziehung waren aber ihrer Denkkraft nicht untergeordnet. Sie schien durch Schweigen andeuten zu wollen, daß sie beruhigt wäre; allein ihr Aeußeres verrieth Alimelek, daß dies keineswegs der Fall sey, vielmehr schien es ihm, als wolle sie verrathen, daß ihr Inneres von einer sie schmerzenden Trübseligkeit zernagt werde.

Alimelek hatte keine Aussicht, auf eine seiner Denkart angemessene Weise den Wünschen seiner Gattinn zu genügen, wenn ihm nicht vom Ungefähr die Hand dazu geboten worden wäre.

Kallida's Vater war zur Zeit mit der Karavane gesund und wohl zu Bagdad angekommen. Seine unermüdete Thätigkeit erwarb bald seinem ausgebreiteten Verkehr, den er zu Baßra hatte, auch zu Bagdad einen großen Wirkungskreis, und verschaffte ihm Zutritt in die größten Häuser. Einst veranlaßte ihn ein Geschäft, sich dem Großvezier vorstellen zu lassen. Er trat in eins der Vorzimmer, die zu dem Gemache führten, wo der Großvezier die Fremden zu erwarten pflegte, und er sah einen Aga auf sich zukommen, der von ihm sogleich für denjenigen erkannt ward, welcher vor einiger Zeit die Karavane anführte, die er seiner Tochter wegen verließ. Der Aga war seitdem in die Gunst des Großveziers gerathen und hatte sich zu seinem ersten Vertrauten empor geschwungen. Er erkannte seiner Seits ebenfalls sogleich den alten Ismael, freute sich nicht allein ihn wieder zu sehen, sondern führte ihn auch ohne Anstand in das Gemach des Großveziers, und verfehlte nicht, ihn sogleich als eine Bekanntschaft vorzustellen, für welche er sich die Gunst des Veziers erbat.

Ismael richtete in kurzen Worten sein Geschäft aus, und war im Begriff den Großvezier zu verlassen, als der Aga ihm in den Weg trat. „Sagt mir doch, Ismael," redete er ihn an, „was macht denn Eure Tochter? Wo habt Ihr sie? — Du solltest sehen, Herr," fügte er, gegen den Großvezier gewandt, hinzu, „was dieser gute, brave Mann für ein Kleinod besitzt. Die Krone weiblicher Schönheit birgt er bei sich." — Plötzlich wandte er sich wieder gegen Ismael; „Sag', wo, wo ist deine Tochter?"

Sie lebt jetzt still und froh in den Gebirgen bei Alimelek.

„Alimelek!" — rief der Großvezier.

Ihr kennt ihn gewiß, den jungen Mann, sagte Ismael mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit.

„Wenn mich der Name nicht irre führt," versetzte der Großvezier.

Er lebte einst bei seinem Vater, dem Kadileskier, fuhr Ismael fort.

„Richtig!" fiel der Großvezier ein, „dann ist es der, den ich meine."

Und dem habt Ihr, Ismael, fiel der Aga ein, Eure Tochter überlassen können?

„So wollte es das Schicksal," erwiederte Ismael.

Mit ihm verbannt Ihr Eure Tochter ins Grab der Einsamkeit, fuhr der Aga fort.

„So wollte es das Schicksal. — Doch wenn Ihr ihn kennet, mein Gebieter," sprach Ismael zum Großvezier, „wenn Ihr ihn werth haltet Eures Andenkens, so empfehl' ich ihn Eurer Nachsicht. Vermag Euer Ansehen so viel, ihn wieder nach Bagdad zu ziehen, so würde Ismael Euch huldigen."

Wir wollen sehen, erwiederte der Großvezier, und entließ Ismael.

„Wir wollen sehen?" rief der Aga dem Großvezier entgegen. „Wir müssen sehen. — Ich traue dem Ismael gar nicht. Er ist schlau, er fürchtet, wir dürften ihm zudringlicher wegen seiner Tochter werden, er giebt daher vielleicht nur vor, daß sie nicht mehr um ihn ist. Hat er sie aber wirklich Alimelek überlassen, so dächt' ich, wir lockten den Einsiedler an Euren Hof. Ich

sag' Euch, mein Gebieter, Ihr werdet deß keine Reue haben."

Der Großvezier war ein von Wollüsten entnervter, schwacher Mann, der Aga ein dienstwilliger Diener seiner Lüste. Das wußte man in Bagdad, das, glaubte der Aga, dürfte auch Ismael wissen, und daher der Verdacht, den er gegen die Wahrheit seiner Aussage schöpfte. Indeß er dachte es bald in Rücksicht der Erklärung Ismaels aufs Reine gebracht zu haben, denn der Großvezier fertigte an den Alimelek ein Schreiben aus, worin er ihm aufgab: sich an seinen Hof zu begeben, indem er Aufträge habe, die er nur durch ihn glaube zu seiner Zufriedenheit ausgerichtet zu sehen. Diesem fügte er noch die Aeußerung bei: daß das Andenken seines Vaters des Kadileskier sich noch nicht bei ihm verlohren habe, und er nicht verfehlen werde, das diesem wiederfahrne Unrecht dem Sohne gut kommen zu lassen. — Mit diesem Schreiben begab sich der Aga, in Begleitung einiger Spahis, auf den Weg.

Er erschien vor Alimelek, überreichte ihm den Brief. Der Inhalt desselben regte in ihm

mancherlei Gefühle und Ideen auf. Einer auf solche Weise geschehenen Einladung läßt sich nicht gut widerstehen. Sie schmeichelte Alimeleks Eigenliebe sehr. Indeß aus einem dem Menschen eigenen Hang sich selbst zu täuschen, fühlte er sich vielmehr zur Annahme der Einladung des Großveziers aus dem Grunde bewogen, weil sie ihm eine schickliche Gelegenheit darbot, den Wünschen seiner Kallida zu genügen, sich wieder in die Gesellschaft eingeführt zu sehen.

Man kann sich leicht denken, welchen angenehmen Eindruck es auf Kallida machte, als Alimelek ihr seinen Entschluß verkündigte. Sie bot Alles auf, was in ihren Kräften stand, die Wanderung nach Bagdad zu beschleunigen, welche sie an der Seite Alimeleks, unter Bedeckung des Aga's und einiger Spahis, sicher und wohl zurücklegte.

Keinem konnte die Erscheinung Alimeleks und Kallida's zu Bagdad so auffallend seyn, als Ismael. Er traute kaum seinen Augen, als er Alimelek, den Mann, dessen Grundsätze ihn so weit davon entfernt schienen, jemals den Gedan-

ken in ihm aufkommen zu lassen, nach Bagdad sich zu begeben, vor sich sah; als Alimelek ihm aber den Brief des Großveziers vorzeigte, da schien ihm Alles ganz natürlich aus einander zu folgen, und er freute sich der schönen Aussichten, die ihm und den ihm Angehörigen jetzt ward.

Alimelek ward sogleich dem Großvezier vorgestellt. Dieser empfing ihn mit einem zuvorkommenden, huldreichen Wesen, äußerte ihm nochmals, daß Alles das, was in Rücksicht seines Vaters vorgefallen, vergessen und vergeben seyn müsse, und erklärte ihm zugleich, daß er ihn seiner geprüften Grundsätze wegen berufen glaube, einen anständigen Posten im Divan zu bekleiden, wozu er ihn zu befördern Gelegenheit gefunden habe, und er hoffe, daß er an ihm einen Mann gewählt, der sich nie verleiten lassen werde, seinen guten Absichten entgegen zu arbeiten.

Die treffliche Aufnahme, welcher sich Alimelek vom Großvezier gewürdigt fand, hatte auf ihn nicht solchen tiefen Eindruck gemacht, als auf die Umstehenden. Die Nachricht davon verbreitete sich bald in ganz Bagdad. Ueberall, wo Alimelek gese-

hen ward, fand er sich mit Achtung und Würde begegnet: Jeder glaubte in ihm einen Mann zu sehen, der sich durch seine Verdienste geltend zu machen wußte, und der den Großvezier in Rücksicht derselben einzig und allein bewogen haben konnte, ihn aus seiner Einsamkeit hervorzurufen.

Wenn die große Menge dieser Meinung war und diese sich gegen Alimelek hierüber hin und wieder äußerte: warum sollte Alimelek nicht des Glaubens werden? Der Eindruck, den eines jeden Person auf andere macht, lehrt ihn erst, den Maaßstab seiner Würde finden. Armer Alimelek! So lehrten dich die Umstände etwas, wogegen du einst alle deine Denkkraft aufbotest, nämlich: dich selbst zu täuschen. Man kann dir zugeben, du hast Verdienste; daß du aber überzeugt werden konntest, du hättest dich durch diese geltend gemacht, das war Selbsttäuschung.

„Ich habe mich sehr in den Menschen geirrt,“ äußerte Alimelek gegen Kallida. „Man muß es nur verstehen, sich bei ihnen geltend zu machen, dann wissen sie doch den eigentlichen Werth an jedem herauszufinden. Zu beklagen

bleibt freilich der, welcher sich den Menschen vertrauen muß. Allein es hat doch einigen Reiz, wenn man, wie ich, der Menschen Zutrauen sich gleichsam erobert oder so zu sagen ertrozt."

Kallida freute sich, als sie gewahrte, daß Alimelek sich wieder mit der Gesellschaft ausgesöhnt, daß er es nicht bereuete, sich neuerdings an dieselbe angeschlossen zu haben. Sie gewahrte mit innigem Vergnügen, daß die Ehrbegierde der Sporn war, der ihn wieder nach Bagdad trieb, und sie wünschte in ihrem Herzen, daß das Schicksal derselben keinen Stoß versetzen möchte, um die Glückseligkeit, die sie bei ihrem Aufenthalt in Bagdad finden dürfte, zu untergraben.

Kallida schloß den Bund der Freundschaft mit allen Weibern der Großen. Täglich war sie in Zirkeln, wo sie mancherlei den Neigungen ihres Herzens angemessene Unterhaltungen fand. Von allen Weibern war aber vorzüglich die Gattinn des begünstigten Aga diejenige, welche Kallida am öftersten in ihre Gesellschaften zog, und ihr nach allmähligen Graden mit einer Miene der Vertraulichkeit entgegenkam, die Kallida bloß als

eine Folge des mit ihr oft gepflogenen Umgangs betrachtete.

Die Gattinn des Aga spielte die Kokette; sie unterhielt Kallida oft von den Eroberungen, welche sie schon zu machen Gelegenheit hatte, und gab ihr hin und wieder den Wink, daß diese das schönste Mittel für ein Weib abgäben, in der einförmigen Lebensart, zu welcher es verdammt sey, sich eine gewisse Mannichfaltigkeit zu schaffen. Endlich kam sie darauf zurück, Kallida als Freundinn nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß es ihr, wenn sie es wünschte, nicht an Auswegen dazu fehlen würde.

Kallida war ein Weib; ihre Pflichten gegen Alimelek waren ihr heilig, weil sie nicht Gelegenheit hatte, oder ihr keine Veranlassung bisher gegeben worden war, sie auf eine ihrem Stande, ihrer Denkart und ihrem Temperamente angemessene Art zu vergessen. Zelani, so hieß des Aga Gattinn, beschwängerte ihre Einbildungskraft mit Vorstellungen, die für sie den Reiz der Neuheit hatten, und für die sie jetzt empfänglicher seyn konnte, da Alimelek, seiner vielen Berufs-

geschäfte wegen, mit ihr bei weitem nicht so oft seine Zeit hinzubringen, und ihr, wie sonst, täglich in seinem Umgange das Gepräge eines zärtlichen Gatten zu zeigen vermochte.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher Kallida hörte, war Zelani ein Wink mehr, in ihren Versuchen nicht stehen zu bleiben. „Den Einfluß,“ sprach sie einst zu Kallida, „den wir Weiber, wenn auch nur mittelbar, in die Angelegenheiten der Männer haben, hast du, meine Freundinn, noch gar nicht zu berechnen Gelegenheit gehabt. Wem, denkst du wohl, hat dein Gatte, der verdienstvolle Alimelek, sein Ansehen, seine Erhebung zu verdanken?“ — Kallida schwieg und horchte. — „Dir, meine liebe Freundinn,“ — fuhr Zelani fort, und faßte lächelnd Kallida unters Kinn, — „dir!“

Mir? fiel Kallida betroffen ein.

„Glaubst du, man würde den grämlichen Alimelek hieher gerufen haben, wenn der Großvezier nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß die schöne Kallida seine Gattinn sey? Der Großvezier ist ein Mann, der den schönen Weibern hold ist.

Jetzt

Jetzt ist er es dir. Deine Gunst gegen ihn wird seine Gunst gegen deinen Gatten verstärken, von dir hängt jetzt das Wohl deines Hauses ab."

Zelani, Ihr sprecht im Traume, — äußerte Kallida im ernstlichen Tone.

„Ich habe dir zu viel geäußert, um dir nicht Alles zu offenbaren, was meines Auftrags ist," fuhr Zelani entscheidend fort. „Bestimmt wiederhol' ich dir, der Großvezier liebt dich, er erwartet deine Gunst. Von dir hängt es nun ab, Alimeleks Fall vorzubeugen. Verschwiegenheit empfehl' ich dir. Wir sprechen morgen weiter." —

Diese Entdeckung brachte Kallida mit sich selbst in Streit. Sie konnte es zwar nicht glauben, daß der Großvezier blos ihretwegen Alimelek begünstige, allein die dem Weibe eigene Vorliebe für ihre Reize vermochte sie nicht ganz zu unterdrücken, um nicht des Glaubens zu seyn, daß die Aeußerung Zelani's etwas Wahres enthalte. Auf jeden Fall fürchtete sie gegen Alimelek von dem Allen etwas zu erwähnen. Von der einen Seite glaubte sie seine Ehrliebe zu beleidigen, seine gute Meinung von den Menschen zu untergraben, von der

andern, ihm gegen ihre Person] Mißtrauen zu erregen.

Bei einigem Nachdenken mußte auch der Antrag Zelani's auf Kallida einen schmerzlichen Eindruck machen. Der Gedanke, sich dem Großvezier zu ergeben, und auf Kosten ihrer Keuschheit gegen Alimelek desselben Gunst zu erhalten, schien ihr verworfen und niedrig. Geradezu den Großvezier abweisen, wollte sie auch nicht. Sie sah zum voraus, daß sie Alimelek dadurch in einen Strom von Fährlichkeiten stürzen dürfte, der ihn ihr auf ewig entreißen möchte.

Täglich ward sie von Zelani mit der Liebe des Großveziers verfolgt; sie entschloß sich endlich nachzugeben, den Großvezier zu sehen und zu sprechen. Der Großvezier sah Kallida gewöhnlich durch ein verborgenes Fenster, wenn sie bei Zelani war. Es kostete daher Zelani nur einen Wink, und der Großvezier saß an Kallida's Seite.

„Ihr scheint sehr ernsthaft, Kallida," sprach der Großvezier nach einer Pause. „Ich wähne beinah neben meinem Reißeffendi im Divan zu sitzen."

Es ist wahr, Vezier, erwiederte Kallida etwas gefaßt, Eure Neigung gegen mich kann mir nicht anders als schmeichelhaft seyn; indeß glaube ich doch wohl, daß es ein ernstliches Nachdenken von meiner Seite erfordert: ob ich, wenn ich derselben einiges Gehör verleihe, nicht einen Gatten kränken müßte, der selbst in Euren Augen große Verdienste hat.

„O wüßtet Ihr, schöne Kallida," fiel der Großvezier mit leidenschaftlichem Ton ein, „daß nur Eure Reize ihm Verdienste in meinen Augen schufen! — Wärt Ihr nicht gewesen, gewiß, Alimelek lebte noch in seiner Oede."

Dies sagt Ihr mir? Wodurch überzeugt Ihr mich davon? entgegnete Kallida. Gebt mir Euer Wort, daß Ihr auf meinen Wink Alimelek wieder nach seiner Oede bannen wollt. Wenn er dann entfernt von mir seyn wird, dann wird Kallida Gelegenheit haben sich zu überzeugen, ob Ihr es mit Eurer Liebe zu ihr ernstlich meint.

Der Großvezier äußerte nun in lebhaften Ausdrücken, daß er Alles in Rücksicht Alimeleks zu thun bereit sey, was sie der Vorsicht in ihrer Liebe zu ihm

angemessen glaube. Hiermit verließ Kallida das Gemach.

Alimelek verhinderten, wie gesagt, seine Geschäfte, jetzt auf Kallida die anhaltende Aufmerksamkeit zu verwenden, die er ihr sonst weihte, und er gewahrte daher auch keinesweges die Stimmung, in welche sie ihre jetzigen Verhältnisse setzen mußten. Am andern Tage wollte Alimelek aus dem Divân nach seiner Wohnung sich begeben, als ein Sklave zu ihm trat, ihm ein Billet übergab und verschwand. Er öffnete es und las zu seinem Erstaunen: „Alimelek! Was gehst du stolz umher auf deine Verdienste, denen die Reize deines Weibes nur einen Glanz verleihen. Glaube nur, was du bist, das bist du durch Kallida."

Alimelek trat mit diesen Zeilen vor seine Gattinn; sie erschrack. „Den Verläumder," sprach er, „mag sein eignes Gewissen strafen; ich hoffe, daß es nur ein solcher seyn kann." Kallida schwieg und Alimelek schien beruhigt; indeß durchkreuzte sein Inneres einiger Argwohn, seine Blikke lauschten überall umher, er wollte etwas entdek-

ken und sah sich immer getäuscht. Endlich heftete er seinen Blick anhaltender auf Kallida, und fand, daß sie in ihrer Stimmung einen gewissen Ernst angenommen, den er an ihr bisher noch nicht bemerkt hatte. Sein Argwohn ging gar so weit, in diesem Ernst ein stilles Bekenntniß ihrer Schuld zu entdecken. Manche seiner Aeußerungen verriethen es sogar Kallida, daß ein gewisser Grad von Eifersucht ihn beunruhige. Sie schien sich in ihr Schicksal zu finden.

Zelani sah sie des andern Tags, und erneuerte ihr die Wünsche des Großveziers. Kallida äußerte nun bestimmt, daß sie nur unter der Bedingung Aussicht habe, sich ihm ergeben zu können, wenn er Alimelek von ihrer Seite entfernen und ihn entscheidend nach seiner Einsamkeit verbannen wolle.

Mit dieser frohen Botschaft eilte Zelani sofort zum Großvezier. Es war ihm ein Leichtes, dieses Hinderniß, das ihn in dem Genusse von Kallida's Reizen stören sollte, wegzuräumen, und noch ehe der Abend herankam, verkündete ein

Handschreiben des Großveziers Alimelek seine Absetzung und Verweisung nach seiner Oede.

Alimelek war dieser Vorfall ganz unerwartet. Er wähnte, daß er Kallida vielleicht zu viel gethan. „Wenn ich ihren Reizen," dachte er, „meine Gunst zu verdanken hätte, warum finde ich mich von der Höhe herabgestürzt, auf welche sie mich erhoben? Einem Jeden, der schnell hoch steigt, steht ein plötzlicher Fall bevor. Was könnte mich daher mein Schicksal befremden? Indeß man wußte, daß mich der Verlust nicht demüthigt, der mir in der Gunst der Großen widerfährt, und will mir also den häuslichen Frieden untergraben, mich gegen Kallida, die einzige Freundinn, mißtrauisch machen. Ich werde mich aber nicht täuschen lassen. Hin zu Kallida, ihr mein Schicksal verkündigt; an ihrer Seite werde ich den Verlust einer elenden Größe verschmerzen können!"

Er trat in Kallida's Gemach. Es herrschte überall eine tiefe Stille, er gewahrte niemand. Endlich rief er einige Sklaven herbei, keiner von ihnen konnte ihm Auskunft geben, wo Kallida

wäre. Er wartete bis zum späten Abend, Kallida erschien nicht. Ihr Ausbleiben beunruhigte ihn.

Der Gedanke fing an in ihm wieder empor zu steigen: „Ja, Alimelek, du hast deine Beförderung Kallida zu verdanken gehabt; sie hat dich verlassen und mit ihr ist deine Größe verschwunden." — Noch mehr überzeugte er sich davon, als der Morgen anbrach und er Kallida nicht in seiner Wohnung sah.

In welche aufbrausende Stimmung ihn dies Betragen Kallida's sowohl als das der Menschen überhaupt versetzen mußte, kann man sich leicht denken. Er säumte nicht, in wenigen Tagen das Nothwendigste zusammen zu bringen und in Begleitung eines Sklaven Bagdad zu verlassen. Auf dem Wege nach seiner Oede hin begriffen, beschäftigte ihn bloß der Gedanke: wie ihn die Liebe eines Weibes getäuscht und er ihr zu Gefallen sich zu einem Zutrauen zu den Menschen verstanden. Er erröthete vor sich selbst, daß er bei seinen Grundsätzen über Menschen und ihre Denkart sich so hatte täuschen können.

Diese Gedankenreihe verfolgte ihn bis er endlich nach seiner Oede sich versetzt sahe. Er stieg von seinem Kameele und wollte eben die von ihm ehemals bewohnte Höhle wieder betreten, als ein menschliches Wesen ihm in den Weg trat. Er blickte auf und — Kallida flog ihm entgegen und hing an seinem Halse.

„Ist's möglich? Kallida!“ rief Alimelek voll Erstaunen.

Ja, sie ist's, sie erwartete dich hier, entgegnete Kallida. Nun erzählte sie, warum sie den Hof floh und Alimelek zugleich von demselben bannen ließ.

„Also ist es wahr —“ sagte Alimelek bestürzt.

O es ist nur allzuwahr, fiel ihm Kallida ein, daß der weise Alimelek sich selbst täuschte. Du wolltest Alles d e i n e m Werthe zu verdanken haben. Wußtest du nicht, daß der in der großen Welt keinen angemessenen Preis hat? Und doch hast du dich täuschen lassen! Dabei konnte Kallida nicht gleichgültig bleiben.

„Ach!“ versetzte Alimelek mit einem gewissen Nachdruck, „meine Weisheit soll nicht ferner das Spielwerk der Menschen seyn, nie sollen sie meine Augen mehr entweihen. Hier —“

Was sprichst du, Alimelek? rief Kallida. Sieh', was dir ein Weib opferte! In mir hab' ich dich mit den Menschen ausgesöhnt. Ich muß dich überzeugen, daß es Menschen geben kann, die deinen Werth schätzen, ohne ihn angemessen belohnen zu können. Du solltest es nun wissen, wie ein Mann deiner Art unter Menschen leben muß, um glücklich zu seyn, — um selbst an der Seite seines Weibes glücklich zu seyn. Fort aus dieser Oede, Alimelek. Wir ziehen wieder unter Menschen und leben — anspruchlos. Dann wirst du als Weiser dort das Glück finden, zu dem du in dieser Oede dir vergebens den Grund legtest, und welches du unter den Menschen vergeblich zu suchen wähnst.

Schach Hallum

oder

das goldene Bruchstück.

Schach Hallum plagte schon seit einiger Zeit das übelste aller Uebel: er hatte keinen Schlaf. Er mochte sich früh oder spät auf sein Lager werfen, so gab er einen müßigen Zuschauer von dem allmähligen Hinscheiden des sinkenden Mondes, oder einen leidigen Zuhörer von dem Gesumse der Fliegen ab.

Wenn ein Schach nicht schlafen kann, ist er ein gefährliches Wesen, und man kann daher denken, daß alle seine Hofleute in der größten Besorglichkeit, nicht um den Schach, sondern um

sich selbst waren, als sie aus dem großherrlichen Munde die Beschwerde über Schlaflosigkeit vernahmen.

Man hätte wohl hin und wieder äußern mögen, den Rath des Arztes einzuziehen; allein, da es allen Satrapen seiner Herrlichkeit noch in heiligem Andenken war, wie Hochdieselben einst, als ihnen die erste Gabe einer Arznei nicht helfen wollte, im Zorne erklärten, daß sie den als ihren ersten Feind betrachten würden, der ihnen bei künftigen übeln Anfällen zur Arznei rathen wollte; so wagte keiner dem großherrlichen Sitze sich zu nähern, um dort jenen Antrag zu machen. Selbst der Großvezier Thamas, dem es selten an Gegenwart des Geistes gebrach, den sonderbarsten Planen seiner Großherrlichkeit vorzubeugen, hielt es für rathsam, vom Leibarzte zu schweigen.

Inzwischen war es diesem ersten Diener des Staats doch nicht lieb, daß das Uebel des Schachs in schlaflosen Nächten bestand. „Die gehören mir,“ dachte er, „dann ersinne ich, was ihm und mir nützlich ist. Es könnte seine Großherrlichkeit durch die Stille der Nacht auch einmal auf den

großen Gedanken gebracht werden — zu denken, und dann dürfte ich sehr in meinen Planen gestört werden. Dem muß ich vorkommen.“ Mit Blitzesschnelle fuhr dem Großvezier ein Gedanke durch den Kopf; er faßte ihn, erwog ihn genau, und fand darin einen Ausweg, des Kaisers schlaflose Nächte sich zum wenigsten nicht so gefährlich zu machen.

„Das Uebel Eurer Großherrlichkeit,“ sprach der Vezier, „beschäftigt schon seit seinem Anfange mein ganzes Nachdenken. Es liegt viel, sehr viel daran, Hochdieselben wieder hergestellt zu sehen. Es ist bei mir entschieden, daß alle Kunst Eurer Leibärzte dagegen vergebens aufgeboten werden dürfte; denn das Uebel der Schlaflosigkeit ist, nach meiner wenigen Einsicht, ein wahres Seelenübel. Ich würde daher unmaßgeblich rathen, einen Seelenarzt bei Eurer Majestät zu bestellen. Es ist die Methode dieser Gattung von Aerzten ganz verschieden von der der Leibärzte. Anstatt daß diese an allen guten Kräften ihrer Kranken verzweifeln, und durch ihre Arzeneien ihnen solche erst einzubringen suchen, glauben und

vertrauen jene an ihren hinfälligsten Patienten. Sie regen in ihm die niedergedrückten und gleichsam vergrabenen Kräfte auf. Sie reichen ihm daher nie Kräfte zum Genusse, und Eure Großherrlichkeit haben keine Antipathie, keinen Ekel gegen übelschmeckende Arzeneien zu überwinden, sondern bloß mit großherrlicher Geduld den Worten des Arztes Gehör zu geben."

Doch ein Arzt? gähnte der Schach.

„Ein Seelenarzt!" fiel der Großvezier ein. „Diese Klasse von anspruchlosen Männern hat sich noch nicht jenes allgemeine Zutrauen erwerben, das sie verdient. Es ist wirklich noch nicht so weit gekommen, daß man den Werth des Künstlers nicht nach der Menge seines Handwerkzeugs berechnet. Ein Seelenarzt hat keine Kräuter, keine Wurzeln, keine Säfte, mit denen er sich geltend macht; er öffnet seinen Mund und spricht, der Kranke hört es und wird geheilt."

Wär' es möglich! Sprechen und heilen. Das pflegt Sache der Derwische zu seyn.

„Richtig! Ein Derwisch ist auch mein Seelenarzt."

Ein Derwisch? Bleibt mir weg mit ihm. Was der mir für Sprüche des Korans ans Herz legen, für Grillen aus den Büchern der Heiligen zu erzählen wissen wird, das will ich nicht hören. Mein Hof soll ein aufgeklärter Hof bleiben, und das bis an meinen Tod.

„Das soll er nicht allein in Ehren bleiben, sondern noch mehr werden; denn mein Derwisch das ist ein tief, tiefdenkender Mann. Er weiß mehr als Koran und Heiligen, und schont nichts. Alles, was er Euch sagt, ist neu, nie gehört. Im Vertrauen Eurer Großherrlichkeit gesagt, ich verstehe ihn nicht. Mir geht er zu tief, aber —"

Schickt mir ihn her. Ich will auch einmal nicht verstehen.

„Eurer Großherrlichkeit wird er verständlich seyn. Da ist noch jugendliche Kraft verborgen. Der Jugend ist er überhaupt so faßlich, sie ergiebt sich ihm, wie ein weicher Thon. Aus jungen Männern läßt sich was machen, pflegt er oft zu sagen."

Schickt mir ihn her, sag' ich Euch. Ich will einmal nicht verstehen.

„Das ist löblich, Eure Großherrlichkeit!“

Der Großvezier hatte kaum sein Gemach wieder betreten, so erließ er eine Botschaft an den berühmten Philosophen Schalumeh, der vor einiger Zeit von seiner Reise aus Indien zurückgekommen, und in Ispahan mit der Weisheit glänzte, welche er dort eingeerntet hatte. Schalumeh war sehr betreten, als er sich zum Großvezier hinberufen hörte. Er suchte zwar seine Verlegenheit zu unterdrücken; indeß in seinem Innern nährte er die Besorgniß, daß ihn seine Grundsätze verdächtig gemacht haben könnten. Er fürchtete sehr üble Folgen für sich, bis ihn endlich die Anrede des Großveziers beruhigte.

„Schalumeh, der Ruf Eurer Weisheit ist bis zu den Ohren Seiner Großherrlichkeit gelangt. Dieselben sind ein Verehrer aller und jeder Erkenntniß, und haben mir aufgetragen, Euch noch diesen Abend zu ihm hinzubescheiden. Geht, macht Euch auf, und eilet zum kaiserlichen Gemache, Ihr und Eure Weisheit werden dort gute Aufnahme finden.“

Wie? dachte der große, berufene Philosoph Schalumeh: der Kaiser wünscht über meine Lehrsätze unterrichtet zu seyn? Nun ist mein Glück gemacht. Er wird die Stimmung für meine Grundsätze noch mehr beleben, er wird mich hören, und alle werden mich hören wollen.

Schalumeh eilte nun zum kaiserlichen Palast. Auf dem Wege dahin faßte er noch den Plan, wie er der Lernbegierde des Kaisers auf die kürzeste Art genügen möchte, und mit diesem völlig ausgerüstet, trat er vor den Schach. Er fand ihn schon auf einem Divan zurückgelehnt, von wo herab er Schalumeh vom Kopf bis zu den Füßen maß.

„Wer seyd Ihr?“ rief ihm der Schach entgegen.

Schalumeh. —

„Aha! der Philosoph. Was hält er von mir?“

Daß Eure Großherrlichkeit weise und gerecht —

„Wie er mich hier sieht, wachend — so geht's die ganze Nacht.“

Ich

Ich stehe zu Eurer Großherrlichkeit Befehl.

„Kann Er brav schwatzen?“

Kein Philosoph darf schwatzen.

„Nun! Was will Er denn?“

Eure Großherrlichkeit nährten den Wunsch, mich zu sehen und zu hören.

„Nun! Ich seh' Ihn; aber gehört hab' ich noch nichts. — Hier setz' Er sich zu mir.“

Ich werde Eurer Großherrlichkeit nicht weitläuftig seyn. Der Kern der Weisheit soll Eurer Großherrlichkeit vorgelegt werden —

„Wenn der nur wirksam genug seyn wird.“

Belieben Eure Großherrlichkeit meinen Worten ein geneigtes Ohr zu leihen. Ich habe hier das Kapitel aller Kapitel, das uns die alles zernagende Zeit von den Schriften eines Weisen verschonte, welcher der erste Mensch gewesen seyn soll, und der daher ein großer, mächtiger Philosoph seyn konnte. In dem Tempel des Dalai-Lama ist mir diese Schrift verehrt worden, aus dem sie noch keinem Fremdlinge ward. Der ganze Vortrag, der Styl, das Ideengedränge verräth uns hinlänglich ihr Alterthum, und die

herzliche, innige, erhabene Wahrheit, die sie enthält, berechtigen die tibetanischen Weisen, sie das goldene Bruchstück zu nennen.

„Was Er spricht!“

Belieben Eure Großherrlichkeit zu hören. Ich beginne.

Das goldene Bruchstück.

Mensch! Vernimm Worte der Weisheit und Wahrheit, und verkünde sie den Herzen deiner Brüder.

Es giebt ein Wesen, das ist Ursache alles Seyns und Daseyns, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Fragst du, Neugieriger: woher ich das weiß? so erwiedere ich: ich selbst bin eine Wirkung dieses Allwirkenden. Er schuf mich nach seinem Bilde. Er wirkt, ich wirke. Ich bin Ursache einer Wirkung, er ist Ursache von mir, oder der Wirkung, die mein Wesen ausmacht.

Fragst du, Neugieriger: woher ich darauf komme, mich als Wirkung zu betrachten? so er-

wiedere ich: all' mein Wirken und Thun betrachte ich als eine Folge meiner Wirksamkeit. Es ist die mir zugefallene Art des Seyns, stets zu wirken und Ursache unzähliger Wirkungen zu seyn. Ich denke mich als Wirkendes und als Wirkung. Mein Daseyn und Werden kann ich mir bloß als Folge einer Ursache denken, und mögen tausend Ursachen mir vorgegangen seyn, so bin ich die tausendste Wirkung der ersten Ursache.

Fragst du, Neugieriger: woher weißt du, daß du selbst Ursache einer Wirkung bist? so erwiedere ich: ich weiß, daß ich die Ursache einer Wirkung bin, so wie ich weiß, daß ich die Wirkung einer Ursache bin. Es ist und gehört zu meiner Natur, zu wissen, wie ich bin.

Fragst du mich nun, Neugieriger: warum ich bin? so erwiedere ich dir: das ist für mich ein im Dunkel verborgenes Räthsel. Wenn ich wissen wollte, warum ich bin, müßte ich aufhören zu seyn, oder so zu seyn, wie ich bin.

Fragst du mich aber, Neugieriger: wie bist du? so kann ich dir erwiedern: ich weiß, daß ich bin. Dies ist der Stempel meines Wesens, dies

ist der Gedanke, in dem sich alle meine Gedanken auflösen. Ich bin, das heißt, ich bin mir meine Art des Seyns bewußt, daß ich bin Ursache und Wirkung. Ursache meines Denkens und in sofern ich mich als Denkendes denke, Wirkung meinem Seyn nach. — Ich bin die Ursache alles Seyns für mich, nur nicht meines Seyns selbst.

Fragst du mich, Neugieriger: wie kannst du dich überzeugen von andern Wesen? so erwiedere ich dir: wie ich überzeugt bin, daß ich Wirkung und Ursache zugleich bin, so gewiß bin ich überzeugt, daß es mehrere Wirkungen geben kann, die eine mir gleiche, eine mir untergeordnete, eine über mich erhabene Ordnung von Wesen ausmachen. Und warum sollte jenes ins Unendliche wirkende Wesen nicht eine solche Welt schaffen können?

Fragst du, Neugieriger: was ich Welt nenne? so erwiedere ich: das, was ich denke, ist eine Welt. Ich bin ihr Schöpfer in mir. Ich schaffe sie nicht außer mir, sondern denke sie außer mir geschaffen, nach den Schranken, die ich meiner Schöpfung beimesse. Da führt mich denn die

Natur meines Wesens oder mein Denken auf Wesen über mich, auf Wesen meines Gleichen, und auf Wesen unter mir. Geisterreich, Menschenreich und sogenanntes Körperreich.

Fragst du mich, Neugieriger: was ich einen Geist nenne? so sage ich dir: ein Wesen, das die Ursache meines Seyns weiß, oder mehr ist als ich.

Fragst du: was ich einen Menschen nenne? so antworte ich: ein Wesen, das sich für Wirkung und Ursache hält, nicht seines Gleichen, sondern seiner Natur nach. Der Mensch unterwirft als solches, sich keiner Herrschaft eines Andern, sondern unmittelbar der Ursache aller Ursachen; nimmt sich nicht heraus, Ursache eines andern Menschen seyn zu wollen, sondern denkt ihn als gleichzeitige Wirkung einer Ursache, der er sein Seyn zu verdanken hat.

Fragst du mich, Neugieriger: was ich einen Körper nenne? so erwiedere ich dir: Körper ist die unendliche Wirkung meines Denkens. Die Körper sind nur für mich, ich nicht für die Körper. Sie sind das Resultat meiner Wirksamkeit, sie sind mir untergeordnet, sie gehören zu meinem Reiche. Ich

weiß weder was, noch wie sie außer uns sind. Ich kenne sie nur als Resultat meines Denkens. Ich betrachte sie als eine fortgesetzte Wirkung. In dieser Rücksicht hab' ich in ihre Natur die vollständigste Einsicht. Von einer andern Seite kenn' ich sie nicht, weiß ich nicht, wie und was sie sind.

Und in der That wissen wir doch nicht mehr von den Körpern, als was wir von uns wissen. Wir riechen, fühlen, schmecken, hören und sehen Etwas, das nennen wir Körper. Alle diese Erscheinungen werden durch uns vermittelt. Wir denken uns als die Ursache des Sehens, Hörens u. s. w. Daß etwas Fühlbares, Hörbares u. s. w. für uns existirt, ist bloß ein untergeordnetes Resultat unsrer Wirksamkeit. Wir halten das Erscheinende selbst für etwas Wesentliches, weil wir unsere Wirksamkeit als Ursache außer uns betrachten. Von dieser Täuschung kommen wir aber zurück, sobald wir es bloß als Folge unsrer Wirksamkeit betrachten; denn nur, weil wir gegenwärtig sind, sind Körper gegenwärtig. Durch meine Gegenwart entstehen sie. Daß sie nun entstehen, wie sie entstehen, hieran habe ich keine Schuld, das bewirkt meine Natur.

In dem Reiche der Wirkungen habe ich keine Wahl, ist Alles so bewirkt, weil es so ist. Im Reiche meiner Wirkungen bin ich einer strengen Nothwendigkeit unterworfen. Ich bin wie ich bin. Ich kann mein Seyn nicht anders modifiziren. Daher die ewige unveränderliche Ordnung, daher die ewigen unwandelbaren Gesetze einer Körperwelt, wovon wir Ursache sind, und die wir nicht als unser Reich oder als durch uns entstanden betrachten.

Hier beliebte es dem Kaiser, zu gähnen, Schalumeh erwartete eine Frage und hielt mit Lesen ein. Eine kleine Pause entstand und der Schach rief: „Ich höre! höre!“ Schalumeh fuhr darauf fort:

Fragst du mich, Neugieriger: wenn ich diese Welt nicht nach meinen Wünschen und Bestrebungen zu richten vermag, so sind wir ja Maschinen? Hierauf erwiedere ich: Freilich sind wir Maschinen, wenn wir uns unserm Wirken hingeben und uns immer hinter dem Bewirkten her anschauen; wenn wir nie zu uns kommen, sondern dem unsrer Natur eingepflanzten Triebe zu

wirken, Folge leisten. Wir sind dann die Schaffenden, aber wir erkennen uns nicht als Schöpfer. Wir wirken, ohne zu wissen, daß wir wirken. In diesem Zustande ist auch unsre Natur mehrentheils. Daher die irrige Meinung der mehresten Weisen, daß wir Sklaven der äußern Erscheinungen sind. Sie hatten keine Einsicht in die Tiefe unsrer Natur, und gaben dem Menschen nicht den himmlischen Fingerzeig, der von den Regionen seiner Selbstheit ihm einen Wink giebt.

Wohl wird es dann dem Menschen schwer, sich nach seiner Selbstheit zu orientiren, wenn sein Bewußtseyn dahin gerissen, und er bei der Rückkehr zu sich selbst, bei jedem Schritte festgehalten und in Anspruch genommen wird. Uns selbst kennen zu lernen, ist daher der höchste Beruf, den wir haben. Der beseligende Gedanke, den ich auf diesem Wege einernte, daß ich Ursache bin, giebt und wirft auf mein Wesen, auf die Vorstellung von meinem Seyn, meinem Thun und Wirken, ein heilsames, erfreuendes, beseligendes Licht.

Himmlischer Gedanke! Ich kann thun, ich bin Ursache. Hier ist das Embrio der Idee von Freiheit, über die so viel des Streites und Haders war und ist. Ich bin frei, ich kann thun, was ich will. Ich bin die Ursache einer gewissen Handlungsweise, die auf jene vom Schicksal mir eingeprägte Handlungsweise einfließen kann. — Nun so waffne dich denn, Schicksal, gegen mich. Ich werde dir nur nachgeben, wenn ich muß. So lange ich werde wollen können, werde ich meine Macht behaupten. So bin ich denn das ewig mit mir im Streit verwickelte Wesen. Ich wirke, wie ich muß, und handle, wie ich soll. Ich bin im beständigen Wechsel als Ursache und Wirkung.

Fragst du mich, Neugieriger: was ich wollen werde? so erwiedere ich dir: ich werde meinem mir eingepflanzten Triebe gemäß wirken müssen; allein ich werde nicht Sklave meiner Wirkungen seyn wollen. Ich werde mich nicht durch die in mir hervorgebrachte Wirkung leiten lassen. Ich habe durch die mir untergeordneten Wirkungen mir eine Welt geschaffen, bin durch diese zur

Kenntniß meiner selbst gelangt. Diese werde ich nun nach meinem Willen zu leiten mich bestreben. Ich reiße mich von meiner Welt los, oder bilde mir in meiner Welt eine Welt nach der Idee der Welt, von welcher ich mich als Wirkung betrachte.

Und diese Welt drückt sich aus durch meinen Trieb zu wirken. Ich will so wirken, daß Etwas mir Gleiches gewirkt werde. Ich will Alles so bilden, so gut und vollkommen ich selbst gebildet bin, um durch meine Handlungen die Vollkommenheit einer andern Welt in der meinigen herzustellen.

Ich betrachte mich als Wirkung einer vollkommnern Welt, und die Idee derselben will ich in der meinigen verwirklichen. Ich unterwerfe mich daher selbst einem Gesetze oder mir selbst, das heißt, ich handle nach einer Vollkommenheit, die ich mir denken kann.

Fragst du mich nun, Neugieriger: wie ich zum Bewußtseyn dieser Vollkommenheit gelange? so erwiedere ich dir: ich bin dies vollkommene Wesen, wenn ich mich nicht durch meine Wir-

kungsart hinreißen lasse; sobald ich diese zügele, drängt sich in mir die Idee einer vollkommnern Welt hervor. Es ist in derselben Art zu seyn, das enthalten, was die Weisen uns in Mäßigkeit, Besonnenheit und Ueberlegung empfehlen. Ich werde mir meiner selbst bewußt als Ursache, wenn ich aufhöre mir etwas außer mir bewußt zu seyn, und ich werde mir meiner nur bewußt als Wirkung einer höhern Ursache.

Dieser erhabene, demüthigende Ideengang bietet nur meinem Wesen die Gesetze dar, welche eine Sittlichkeit gebietet.

Ich bin eine von den unzähligen Wirkungen einer höhern Ursache. Ich hänge nicht von mir ab. Ich bin die Ursache unzähliger Wirkungen, und hänge daher von mir ab. Soll ich meinem Berufe Genüge leisten, soll ich eine Wirkungsart einschlagen, die mir selbst nicht entgegen sey, so werde ich eine Handlungsweise verfolgen müssen, welche der Wirkungsart eines Wesens nicht zuwider ist, das mir mein Daseyn gab. Die Wirkungsart dieses Wesens erkenne ich am lebhaftesten in den mir gleichen Wesen. Ich werde da-

her billigerweise eine Handlungsart einschlagen, die der anderer mir gleichen Wesen nicht entgegen ist, und daher das große Gesetz, in welchem wir gleichsam geboren sind: handle so, daß dein Wille ein allgemeines Gesetz seyn kann.

Und von dieser Wahrheit geht dann alle Wahrheit aus. Hier entwickelt sich das, was wir Pflicht nennen. Sie ist keine unserm Triebe widerstehende Idee, sondern eine unserer Natur eingeprägten Richtung, die gleichsam wie ein Keim in unser Inneres hingeworfen worden, und Zeit und Pflege haben will, sich zu entwickeln. Der Mensch wird fortgerissen von dem Strome der Wirkungen: dies ist die Stunde seiner Geburt. Er wirkt ohne wirken zu wollen: das ist die Zeit seiner Jugendjahre. Er wirkt in das Gewirkte: dies füllt die Jahre seiner Leidenschaften. Schwer ist es für ihn, aus diesem Gewebe seiner Wirksamkeit sich selbst herauszureißen. Nur Wenigen ist das Loos beschieden, sich selbst emporzuarbeiten aus dem Dickicht ihres Seyns, und diese nennen die Sterblichen — ihre Weisen. O sie sind es,

so gewiß sie es alle seyn können, die Spannkraft genug haben, ihnen nachzukommen! Das Schicksal der Einzelnen ist das Schicksal der Menschheit.

Fragst du mich, Neugieriger, nach einer scharf bestimmten Auskunft, über das in der Welt verbreitete Uebel, über Gutes und Böses, über Tugend und Laster; so kann ich dir antworten: das Uebel dieser Welt ist keinesweges in der uns angewiesenen Wirkungsweise gegründet. Es ist nur ein Uebel dieser Welt. Es vergeht mit dieser Welt, so gewiß für uns diese Welt vergeht. Es ist daher ein Uebel in dieser Welt, dem sich die Menschen nicht entziehen können, in so fern sie für diese Welt zu leben glauben. Der größte Weise würde nichts von den Uebeln dieser Welt wissen, denn er lebt nicht für sie, sondern sie ist gleichsam für ihn. Wenn wir uns überwinden könnten, diese Welt unsrer Denkart anzupassen, dann würde es kein Uebel geben, das wir nicht auf die leichte Seite zu nehmen vermögend wären. Allein, wo giebt es solche Menschen? Deren Zahl ist klein. Der mehresten Menschen Vernichtung schafft diese Welt. Nur

der Weise vermag sich gegen solche zu waffnen, in so fern er diese Welt für sich vernichtet.

Fragst du mich: warum ist uns nicht die Fähigkeit worden, uns selbst ursprünglich zu kennen? so erwiedere ich: daß diese Frage über unsrer Aufgabe steht. Es würde keine Welt so für uns vorhanden seyn, so wie sie jetzt wirklich ist. Wir würden nicht so wirken, wie wir jetzt wirken; und wer weiß, ob wir dann das erhabene Ziel zu erreichen vermöchten, das uns jetzt zu erreichen vorbehalten bleibt.

Blick' um dich her, Mensch, beobachte den Fortschritt der Menschheit im Menschen, und dann entscheide. Unter der unerbittlichen Geißel des Schicksals erliegt der Mensch. Er, der Genuß sich nur zu schaffen strebt, wird heimgesucht von den Uebeln dieser Welt. Sie stören ihn in seinen Freuden, entreißen ihm den Genuß und bringen ihn gegen sein Schicksal auf. Er bildet seine Handlungsweise oder die Norm derselben nach den Umständen, in welche er versetzt ist. Der Mensch ist gut, er ist böse.

Streiten sich nicht schon lange die Weisen: ob der Mensch gut oder böse geboren worden? Er ist keines von beiden. Er ist beides nach Umständen. Daher der Wahlspruch: Verhältnisse bilden den Menschen. So lange die Menschen im Strudel der Wirksamkeit nicht auf sich zurückkommen, nur immer fragen: was haben wir zu erwarten für unsern Genuß? handeln sie gut oder böse. Gut; in so fern ihre Handlungen nicht dem Sittengesetz entgegen sind. Böse; wenn sie der Sittlichkeit zuwiderlaufen. Sie kennen nicht die Regeln, nach denen sie handeln, sie handeln nach Empfindung.

Kommen die Menschen aber auf sich zurück, lernen sie ihr Wesen kennen, überzeugen sie sich von der Wahrheit, daß der Maaßstab ihrer Handlungen weder die Folgen derselben, noch ihr im Kreise der Wirksamkeit erhaltener Grad von Empfindbarkeit es seyn kann; erkennen sie den innern Richter ihrer Handlungsweise, das Sittengesetz, so ist es nicht mehr Gutes und Böses, das sie üben; nein, es ist sogenannte Tugend und Laster. — Der Vorsatz, das Gute, oder etwas dem

Sittengesetze gemäß zu üben, erhebt zur Tugend; so wie der Vorsatz, das Böse, oder etwas, dem Sittengesetz entgegen, zu äußern, zum Laster erniedrigt.

So lange die Menschen nach Gefühl handeln, ist die Würde der Menschheit in dieser Welt noch nicht anerkannt. Das Reich derselben wird erst mit Kunde des Sittengesetzes gegründet.

Bis hieher hatte der Kaiser nicht Einmal gegähnt. Der Philosoph Schalumeh hatte aber eine etwas schwache Brust, er wollte sich daher die Erlaubniß von der Großherrlichkeit erbitten, einige Augenblicke einhalten zu dürfen, und wagte es also, seinen Blick auf das kaiserliche Lager hinzuwerfen. Zum Erstaunen gewahrte er, daß ihre kaiserliche Großherrlichkeit in einen tiefen Schlaf versenkt waren.

Schalumeh wußte nicht, daß der Großherr schon drei Nächte schlaflos zugebracht hatte, und daß dieser Schlaf ihm ein wahres Labsal seyn mußte. Er sann hin und her, und hatte schon völlig bei sich entschieden, mit dem Vorlesen einzuhalten, als seine Großherrlichkeit sich auf ihrem Lager zu bewegen beliebten. Schalumeh glaubte

sich gegen die Großherrlichkeit vergangen zu haben, indem er ohne seinen ausdrücklichen Befehl eingehalten, und fuhr daher fort:

Fragst du mich nun, Neugieriger: ist es mit der Menschheit besser worden? Welche Frage! erwiedere ich. Sind die Menschen nicht ihrer Bestimmung näher gekommen? Ist in ihnen nicht die Stimme erwacht, die ihnen zuruft: das seyd ihr durch euch, selbstthätige, freie, mithin vernünftige Wesen!

Es ist wahr! das Laster hat der Tugend gegenüber seine Stelle eingenommen. Allein, was beweist das? — Daß das Reich der Menschheit noch nicht gekommen, dem wir entgegen zu sehen uns berechtigt halten. Nichts steht uns im Wege zu behaupten: daß die Stimme der Sittlichkeit der Maaßstab des Ganzen werden wird, so gewiß sie die meinige ist.

Eine Generation greift in die Thätigkeit der andern. Was die eine zu entwickeln angefangen hat, bildet die folgende wieder aus und vollendet endlich die nachkommende. Wenn daher jenes Reich der Vollkommenheit für die ganze Menschheit

dargestellt seyn wird, dürfte es Erbtheil seyn Aller derer, welche nach ihren Kräften und ihren Einsichten daran arbeiteten.

Verloren geht nicht die kleinste Spur von Wirksamkeit. Alles findet zum Ganzen sein Verhältniß. Nur der Lasterhafte, nur der, der gegen seine Ueberzeugung wirksam war, vernichtet sich selbst, löst sich selbst auf. Er und sein Werk gehen für die Zukunft verloren. Nach Maaßgabe seiner Vergehen wird er seiner Würde verlustig, und in dem Kreise, wo die Würde uns unsere Existenz bildet, muß er also die seinige verlieren.

Fragst du mich, Neugieriger: warum ward der Menschengattung beschieden, einen Kreis zu durchwandern, der sie zum Bewußtseyn einer Menschheit erst führen muß? so erwiedere ich dir: der Kreis, den wir ziehen, ist ein Kreis aus unsrer Welt. Außer uns ist keine Kunde davon vorhanden. Das, was uns Jahrhunderte von einander entfernt erscheint; das, was wir als Folge, als Wirkung einer längst vergeßnen Ephemere betrachten, wer weiß, wie es außer uns ist? Für uns und durch uns erscheint ein Kreis von

uns aufgewandter Kräfte, der für Alles außer uns sich vielleicht in einander verliert. Wir lernen uns durch ein Werden, ein Entstehen und Vergehen kennen. Allein das, was wir an uns kennen lernen, das, was wir als Keim dieses Werdens und Entstehens betrachten, das Unwandelbare, Wahre, das erkennen wir selbst als unentstanden, bloß als seyend.

Wer dies in sich verleugnet, der zerstört seine Existenz. Belohnung und Strafe folgen daher jedem auf dem Fuße nach. Dem, der seiner Existenz entsagt, oder dem Bewußtseyn derselben, zu welchem das Wirken in dieser Welt eine Vorbereitung zu seyn scheint, entgegen arbeitet, wie der Lasterhafte, dem muß Strafe zu Theil werden, wenn er aus einer Welt heraustritt, von welcher er sich vorsetzlich abhängig machte, oder der er sein Wesen opferte. Dem muß aber gewiß Belohnung werden, der seine Existenz in dem Kampfe seiner Wirksamkeit aufrecht zu erhalten wußte. Hier hast du, Mensch, den Schlüssel zu jenem Ausspruch der Weisen, von der Belohnung, die

dem Gerechten, von der Strafe, die dem Bösewicht einst zu Theil wird.

Ist es aber Hauptzweck unsrer Wirksamkeit in dieser Welt, uns Bewußtseyn unsers Seyns zu schaffen, so nennen wir freilich mit Recht dies Wirken ein Leben, das Aufhören desselben ein Sterben. Allein die Wirksamkeit ist nicht die Grenze unsers Lebens. Wir können Ursache dieses Lebens, dieses Hinsterbens seyn, aber keinesweges kann dies Ursache unsers Todes werden. Wir bleiben, so gewiß wir waren, so gewiß das nicht bleiben kann, was nicht war, und das ist unser hingebrachtes, sogenanntes irdisches Leben. Es war für uns nur durch uns.

Mag der träge Verstand behaupten, das irdische Wirken ist beharrlich. Nach unserm Wegscheiden aus dieser Welt ist es nicht mehr für uns. Man sagt mit Recht: der Weise, der Gute stirbt der Welt ab. Ihm stirbt die Welt nicht ab; denn er ist über alle Welt erhaben, er ist nach dem durchwanderten Pilgerleben weit mehr, als er je gewesen. Nicht mehr der Welt, aber sich.

Der Weiseste, der Weltbeschaulichste stirbt daher am ruhigsten, am froheſten. Er mag ungern diese Hülle, diesen Materienkloß verlassen, es mag ihn noch die Wirkungsweise an dieses Chaos fesseln; allein weit zufriedener, weit ruhiger gewiß, als der weniger Weise, weniger Gute, muß und muß er sterben.

Was fesselt denn die Menschen an dieses Leben? Eine wahre Fessel! Der unzweckmäßige Gebrauch ihrer Wirksamkeit.

Die Wirksamkeit der Natur ist und bleibt immer dieselbe. Die Menschen können hierin keine Aenderung hervorbringen, sie müßten denn ihre Natur verändern. Ewiges Wirken nach unabänderlichen Gesetzen heißt Natur. Hier ist Mittel und Zweck, alles wohl und weise demselben gemäß angeordnet. Diejenigen, die den Gang oder die Wirksamkeit der Natur verfolgen, kehren mit Erstaunen zurück. Bewundernd rufen sie aus: welche Ordnung, welche Einfalt, welche Vorsicht, welche Güte herrscht im Kreislaufe der unendlichen Thätigkeit!

Und doch diese Uebel, welche sich für den Menschen häufen, diese Drangsale, denen er erliegen muß, diese Bedürfnisse, mit denen er zu kämpfen hat — ach! sie sind der ewige Vorwurf der Natur.

Nein, sage ich, sie sind dem Menschen das ewige Mittel, seine Bestimmung verfolgen zu können.

Wer fühlt denn die Drangsale dieser Welt? Der Mensch! Er ist hingeworfen in den Kreis der Wirksamkeit. Er wird fortgerissen. Würde er der Natur ihren Lauf lassen, so würde alles gut, alles schön bleiben, wie es gefunden wird. Dieses Selbstbeherrschens kann der Mensch sich nicht bemeistern. Er will selbst an Etwas, das von ewig her schon bestimmt ist, Etwas schaffen, nicht der ihm eigenen unschuldigen, reinen, unversehrten Natur gemäß. Nein, seiner wirksamen, thätigen. Er schafft Dinge, welche der Natur nicht gemäß sind.

In diesen widernatürlichen Erscheinungen liegt die Quelle des Uebels, welche die Menschen immer mehr kultiviren und der sie einen freiern Lauf verschaffen. Eine Erfindung verdrängt die andere,

ein Genuß den andern, eine Leidenschaft die andere; und so entsteht in der natürlichen Welt eine wider-natürliche, die in der ewigen Wirksamkeit des Menschengeschlechts ihren Schöpfer sieht.

Die Menschen entfernen sich von ihrem Berufe. Sie leben nicht für sich, sondern für die Welt. Je verfeinerter — das heißt doch wohl je erfinderischer in der Natur — die Menschen sind, desto mehr entfernen sie sich von ihrer Bestimmung.

Bei dieser ihrer Wirksamkeit erwacht aber in ihnen das Selbstthätige. Die Menschen fangen an zu empfinden, daß sie Sklaven der Wirksamkeit sind. Allein viele orientiren sich, werden weise und gut, und was noch mehr, tugendhaft.

Es klebe dem Weisesten noch an ein Hang zur Wirksamkeit in dieser Welt. Zum wenigsten fühlt, denkt und überzeugt er sich, daß diese Schöpfungen der Menschen hinfällig sind, ihrem irdischen Seyn selbst entgegen arbeiten, und daß mit der Auflösung desselben das Gaukelspiel dieser Welt hinschwindet.

Und er sollte sie nicht verlassen können diese Welt? Er sollte in sich den Beruf nicht fühlen,

daß sie ihm Mittel zum Zweck ist? O gewiß, gewiß! So gewiß es einst Ueberzeugung aller Menschen seyn wird.

O, es muß einst anders werden, wie es jetzt ist! Die Menschen werden nicht allein in der Ueberzeugung, mit welcher der Weise dahin scheidet, einst alle sterben. Gewiß, sie werden auch einst in der Ueberzeugung geboren werden, welche der Weise nur unter dem Kampfe der menschlichen Wirksamkeit erringt.

Mag auch diese Hoffnung, gleich einer Flamme, die mit meinem irdischen Seyn verlischt, für mich dahin schwinden. Sollte es nicht so werden, wie es soll, so bin ich überzeugt, daß es so werden kann.

Kann! — Göttlicher Wink, der das Innerste meines Herzens erschüttert, mich aber ob das tröstet, was ich unwiederbringlich verloren geben müßte. Mein Scheiden aus dieser Welt — Ach! Es ist ein großes Opfer, das ich mir selbst bringe. Ich scheide von denen, welchen ich ein Vorbild zu seyn und die ich auf die Stufe hinaufzutreiben vermocht hätte, welche ich so glücklich erreichte. Allein ich überlasse

sie ihrem Schicksale. Sie kümmern mich nicht. Ewiger Vorwurf muß mich verfolgen.

Wenn ich dieses Leben gern verlasse, so geschieht es nicht vorsätzlich. Mein Hinscheiden ist eine Folge meiner Wirksamkeit, hat diese ihr Ziel erreicht, so muß ich sterben. Ich werde nicht gefragt, ob ich bleiben, harren will? Ach nein! Die Nothwendigkeit reißt mich aus dem Kreise, in welchen sie mich hineingestürzt hatte. Ich soll nicht mehr, als ich kann. Ich verliere an dieser Welt nichts. Die Welt verliert an mir in dem Augenblicke meines Hinscheidens. Indeß ich muß fort, und dieser Zwang vernichtet all' das Gefühl in mir, das ich für diese Welt habe.

Mein Gefühl erliegt aber nicht der eisernen Härte des Schicksals. Die Fackel der Hoffnung erleuchtet und belebt es. Mir ruft eine innere Stimme zu: sie werden einst alle die Lieben, die Edlen, welche du deiner Achtung würdigst, sie werden derselben sich werth machen durch ihre Anhänglichkeit an ihr Wesen, durch ihre Ausdauer im Glauben an sich, und dann werden sie eben so hinscheiden, eben so zufrieden und froh,

wie du, und den großen Wesenkreis vollenden helfen, wovon du dich überschwenglich glücklich schätztest, ein Glied zu seyn.

Noch ein schönerer, lichterer Strahl beseelt den Aether meines Gedankensystems. Mit diesem Leben endige ich vielleicht einen Kreislauf meines beschränkten Wesens. Ich erhebe mich zu der Region der Wesen, welche die Ursache meines Seyns inne haben. Ich wandle nach einer unbeschränkten Sphäre über, ich nähere mich der Ursache aller Ursachen, und bin nun Etwas, das Worte nicht sagen können und nie zu sagen vermögen. Sie sind die tausendste Abschattung der Wahrheit, oder der entfernteste Ausdruck meiner beseligenden Ahnung.

Der Gedanke dieses Wesens ist die Grenze unsers Seyns. Für ihn waren, sind und werden wir nicht seyn; sind wir, was wir sind. Offenbart ist es uns aber, daß wir, um zu seyn, das seyn müssen, was wir sollen; werth unsrer Selbst, um unsers Daseyns theilhaftig zu werden.

Was wir für uns sind, das kümmert dieses Wesen nicht, und hierauf gründet sich unsere

Freiheit. Was wir für jenes Wesen sind, wenn wir anders für es seyn sollen, das weiß es so gewiß, als wir für es nur seyn werden, in so fern wir das sind, was wir für es seyn müssen.

Fragst du mich, Neugieriger: was wir für jenes Wesen seyn müssen? so erwiedere ich dir: gewiß wird dieses Wesen nicht mehr fodern, als wir seyn können. Es ist kein Herrscher, der nach Laune verdammt oder in seinen Schooß aufnimmt. Jenes Wesen kennt die Grenzen unsrer Wirksamkeit, und weiß, welchen Grad wir erreichen können. Diese bestimmte Grenze läßt es uns erreichen, und der ist der Glücklichste, der einst das Bewußtseyn nähren kann, daß er sie seiner Gattung erreichen half.

Und welcher große Gedanke! Mensch, in deinem Wesen erhältst du dich nicht, sondern die Menschheit in den Augen ihres Schöpfers. Es giebt eine Summe von Güte und Wohlwollen oder sogenanntem Guten, das erreicht werden soll. Die Ursache aller Ursachen weiß, wie, wenn sie erreicht seyn wird. Ich bin mir bewußt, zum Fortschritte derselben beigetragen zu

haben, und dieser Gedanke allein schafft mir die größte Glückseligkeit.

Mich belohnt der Schöpfer nicht, meine Gattung belohnt er, und ich bin das Mittel dazu. Das weiß ich, und wer soll es mehr wissen, als ich? Der Schöpfer? Vermeßner Gedanke! — Ach! dieses mein Wissen ist nicht das seinige. Er weiß, was geschehen wird, er weiß, wie es geschehen wird; allein ich weiß nur, daß es durch mich geschehen muß. Ich bin der Schöpfer meiner Glückseligkeit, er der Schöpfer meines Daseyns.

Die Glückseligkeit ist die Folge meines Daseyns; sie verleihet mir nicht der Schöpfer, ich wähle sie in dem Gegenstande, den ich will. Daß sie seinen Absichten, die er mit meiner Gattung hat, nicht widersprechen wird, das weiß er. Ob ich ihrer aber völlig entsprechen will oder nicht, das hängt von mir ab. Ich bin der Schöpfer meiner Glückseligkeit.

Ich kann deshalb keine Belohnung von dem Schöpfer meines Seyns erwarten. Ich, das einzelne Wesen, ich bin belohnt genug, daß ich bin,

Fähigkeit besitze, das zu leisten, was ich soll, um durch meine Wirksamkeit die Belohnung meiner Gattung zu befördern und mit ihr dereinst zu theilen.

Hier, Mensch, hast du also deine Bestimmung. Du bist der freie Schöpfer deiner Glückseligkeit, bist es in Ewigkeit, und bist es durch ein Wesen, das die Ursache alles Seyns, Daseyns, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist.

Das goldene Bruchstück war nun zu Ende, und Schalumeh wähnte, aus dem kaiserlichen Munde sofort einige dieser Weisheit angemessene Aeußerungen des Beifalls und des Wohlwollens zu vernehmen; allein kaum war er still, so war alles um ihn her still. Er saß ruhig und horchte. Kein Laut kam ihm vom kaiserlichen Lager entgegen. Endlich sann er bei sich über die Ursache der kaiserlichen Stille hin und her, konnte aber nichts mit seiner übermenschlichen Weisheit deshalb bei sich Genügendes entscheiden. Er wählte daher den kürzesten Weg, erhob sich von seinem Sitze, und wagte es, dem kaiserlichen La-

ger einige Schritte näher zu treten. Schalumeh war eben im Begriff, mit eigenen Augen sich das Räthsel zu lösen, als ein Satrap, dem die Stille im kaiserlichen Gemach auffiel, ihm in den Weg trat. Schalumeh erschrak. Der Satrap wähnte aus der Stellung Schalumehs abnehmen zu müssen, daß er mit seiner tiefen Weisheit die Großherrlichkeit in dem, dem ganzen Staat erfreulichen, tiefen Schlafe stören wollte, und er warf ihm daher einen drohenden Blick entgegen, der Schalumeh in solche Furcht versetzte, daß er ihn als einen Wink sich zu entfernen betrachtete.

Zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, ward Schalumeh von seinen Jüngern erwartet. Als sie ihn endlich unversehrt wieder in ihre Mitte treten sahen, da waren sie alle froh und jauchzten vor Freude.

Der Lehrer erzählte nun seinen Schülern, wie er vor den Schach hatte kommen müssen, in das Innerste seines Pallastes vorgelassen worden sey, und dort den Kern seiner Weisheit dem Kaiser vorzutragen Gelegenheit gehabt hätte.

„Und der Kaiser?“ fragten einige Schüler voller Erwartung.

War im tiefsten Schlummer versenkt, als ich auf den wichtigsten Punkt meines Systems kam, — fügte Schalumeh hinzu.

„Er schlief darüber ein?“ riefen einige Jünger staunend.

Tröstlicher Gedanke! erwiederte Schalumeh in geistesruhiger Stimmung. Wenn die Großen bei wichtigen Sachen schlafen, dann ist uns ihr Beifall gewiß. Der Schlaf ist der Vater der Unpartheilichkeit.

Die Schüler hörten und schwiegen.

Am frühen Morgen schon war in ganz Ispahan die wichtige Nachricht verbreitet, der Philosoph Schalumeh sey von dem Kaiser vorgefodert worden, und seine Großherrlichkeit hätten sich zu ihrer Beruhigung in sein System einweihen lassen, und wollten nun als eifriger Anhänger desselben, getrost dem Tode entgegensehen.

Diese Nachricht kam auch zu den Ohren des Mufti. Mit Schrecken und Staunen vernahm sie dieser Rechtgläubige. Er sah schon den

Thron des Glaubens erschüttert, und hielt es für's Rathsamste, sogleich eine Versammlung der Ulemas zu veranstalten, um mit ihnen über die Mittel zu Rathe zu gehen, die den Folgen vorbeugen könnten, welche dieser Schritt für sein Ansehen haben möchte.

Der Schach seiner Seits erwachte erst spät von seinem Schlafe, und da fand er schon vor seinem Lager den Vezier, der mit einem: Alla sey gelobt! sich gegen seinen erwachenden Gebieter verneigte. „Was sagen nun Eure Großherrlichkeit?“ fügte der Vezier erwartungsvoll hinzu.

Trefflich, trefflich, mein lieber Vezier, entgegnete der gähnende Schach. Ich bin neugeboren. Das ist doch eine treffliche Arznei. Ich erinnere mich, er — wie heißt er doch? — sagte tiefe, tiefe Sachen; aber ich kam auch gleich in tiefen, tiefen Schlaf.

„O mein Mittel ist überaus heilsam!“ erwiederte der Vezier. Ich freue mich sehr, daß Eure Herrlichkeit sich davon überzeugt haben; denn ich habe den Plan, dieses Mittel auch für Eure Großherrlichkeit Regierung heilsam zu ma-

machen. Vermag diese goldene Weisheit so bald in tiefen Schlaf die Wachenden zu bringen: so dächt' ich, daß wir sie im Volke unaufhaltsam verbreiten ließen; denn es ist wirklich ein Uebel, daß es uns jetzt an einem solchen Mittel fehlt. Leider! ist der Glaube an den Koran und Propheten so erkaltet, daß er mehr zum Gegenstande der Witzlinge als der ernsten Träumer geworden. Die Letztern müssen vorzugsweise ernstlich beschäftigt werden, sonst ist es warlich um jede nachdrückliche Willensmeinung geschehen, die Eurer Großherrlichkeit entfahren sollte. Und ich dächte, daß wir jetzt, Statt des Glaubens an den Propheten und den Koran, der Weisheit Schalumehs freien Spielraum ließen. Die große Masse des Volks wird dabei einschlafen lernen."

Meinetwegen! — rief der Schach.

„Ich dächte, Eure Großherrlichkeit —" Hier ward der Vezier unterbrochen. Ein Aga überreichte eine eben eingegangene Bittschrift. Der Vezier öffnete sie. „Vom Mufti!" rief er überlaut. „Was hat der?"

Leset! — fiel der Schach ein.

Der Vezier las: „Großmächtigster, Großherrlichster Beherrscher der Gläubigen! Mit erschrockener Demuth wagt es der erste Diener des Propheten in deiner Hauptstadt Ispahan an dem Fuße deines mächtigen Thrones seine Bedenklichkeiten über den wankenden Zustand, in welchen der Glaube deiner Väter zu verfallen Gefahr läuft, zu äußern. Mit Leidwesen sehen die Diener des Propheten, wie man seine heiligen Wohnungen, die Moscheen, täglich seltner besucht, und den angeordneten heiligen Gebeten und Reinigungen weniger Aufmerksamkeit verliehen wird. Wohin kann das führen? — Mit Schrecken erfüllte es alle Gläubigen, als die Nachricht ihnen ward: daß du, großmächtigster Schutz und Schirm des Glaubens, auch ihm dein Herz zu entziehen Gefahr läufst. Ein Verläumder des Propheten, seiner Wunder und seiner goldenen Lehren, hat dich bestrickt. Wie es verlautet, nennt er sich Schalumeh. O er ist von einem bösen Geiste besessen! Flieh' ihn, wenn du dich und alle Gläubigen nicht ins Verderben stürzen, und die milde

Hand des Propheten deinem Staat entziehen willst — —“

St! winkte der Schach. Was schwatzt der Alte da?

„Wie er's versteht,“ fiel der Vezier mit ironischem Ton ein.

Legt's bei Seite, — schrie der Schach.

„Antworten werden wir ihm müssen,“ entgegnete der Vezier mit bedächtlicher Miene.

Und was? — rief der Schach.

„Wir werden ihn über Manches schon einen Wink geben müssen, wovon er sich nichts träumen läßt. Wir werden ihn schon bedeuten müssen, was es eigentlich mit seiner im Staate ihm aufgetragenen Verrichtung für eine Bewandniß hat. Ich, von Eurer Großherrlichkeit bestallter erster Vezier, bin eigentlich der Arzt, dem es obliegt, dahin zu sehen: daß dem Staate solche Arzneien gereicht werden, welche am wirksamsten sind. Die Arzneien haben alle das Ueble an sich, daß sie, von einem Kranken zu oft und anhaltend genommen, ihre Reizbarkeit verlieren. Ich würde also dem Mufti erwiedern: eure Arznei findet man

nicht mehr so wirksam, man will eine andere. Sollte diese dereinst an Wirksamkeit verlieren, so wird man wieder nach der eurigen greifen. Ergebt euch in Geduld eurem Schicksale. Dem Kreislaufe aller Dinge ist auch euer Glaube unterworfen, so war es immer, und so wird es seyn."

Das wollt Ihr ihm sagen? — fragte der Schach.

„Wenn mir's Eure Großherrlichkeit erlauben. — Verzeiht mir, mein Gebieter, wenn ich unvorgreiflich bemerke: die Menschen wollen nur von einem Zügel geleitet werden, den sie sich selbst schaffen. Ob er ihnen von oben oder von unten kommt, das ist ihnen gleich viel; und tummeln sie sich in ihrem Kreise herum, so mögt Ihr außer demselben gegen sie Eure Macht anführen, es wird sie nicht beunruhigen, Ihr werdet sie so einschließen können, als es Euch beliebt. Gebt diesem Zügel den Namen Religion oder Philosophie, mit jedem könnt Ihr den Zweck erreichen, die Menschen unter Eure Fahne zu vereinigen; nur das duldet nicht, daß Eines sich gegen das Andere erhebe. Sie mögen beide sich in einem

Staat erhalten, nur nicht über einander herrschen wollen. Sind sie im Kampfe begriffen, so kann nichts Gutes reifen."

„Ich will daher nicht," fuhr der Vezier fort, „daß Eure Großherrlichkeit den Mufti verbannen oder verjagen sollen. Ist aber Schalumehs Lehre dem Volke willkommen, so soll der Mufti uns nicht zwingen, ihr nicht anzuhangen. Was liegt uns daran, ob das Volk bei seinen, oder bei Schalumehs Worten, sich nach dem Muster Eurer Großherrlichkeit, zum tiefen Schlafe einladen läßt?"

Beim Propheten! trefflich, Vezier! entgegnete der Schach. — Aber zum Schlafe ist vorzüglich Schalumehs Lehre geeignet, wie ich glaube —

„Vor allen andern philosophischen Lehren — wollen Eure Großherrlichkeit unfehlbar bemerken."

Das will ich.

„Wissen Eure Großherrlichkeit aber warum?"

Nun? Nun?

„Weil sie noch neu ist, noch nichts von ihrer Reizbarkeit verschwendet hat.“

Ja, ja. Man schläft trefflich darauf.

„Das Philosophiren ist ein umgekehrter Schlaf. Beim Schlafe schlummert man erst und dann träumt man; daher wird der Schlaf oft von Träumen beunruhigt. Beim Philosophiren träumt man erst und dann schläft man.“

Das muß wohl seyn.

„Die Lehre Schalumehs schafft die nachdrücklichsten, angreifendsten Träume, denen folgt der schönste Schlaf.“

Das ist wahr, wahr, wahr! rief der Schach.

„Wenn es denn wahr ist, so will ich also gehen und den Mufti bescheiden: Laßt Schalumeh an eurer Seite träumen. Wenn seine Schüler einst schlafen werden, dann könnt ihr sie zu den eurigen wecken.“

Das ist besser, politischer — waren des Schachs Worte.

S a l e d

oder

wie muß man Wahrheit sagen?

In den stillen Ebenen Diarbeks verlebte S a l e d mit einem Kalender die ersten Jahre seiner Jugend. Er war der Sohn eines Renegaten, der im Kummer und Elende seine Tage hinbrachte, und endlich aus Noth sich gezwungen sah, seinen Sohn der Großmuth oder der Habsucht der Menschen auszusetzen. Auf diese Art führte das Schicksal Saled in des Abu — so hieß der Kalender — Gesellschaft.

Einsamkeit ist die Wiege der Sonderlinge. In ihr wird jede Geistesstärke oder Schwä-

che reif, die in dem großen Zirkel des Menschenlebens in ihrem Wachsthume sich gehindert sieht, und es giebt für den Beobachter keinen seiner Aufmerksamkeit würdigern Gegenstand, als die Umstimmung der Menschen in derselben zu verfolgen. Das lebhafteste Beispiel bietet uns Abu dar, auf welchen die Einsamkeit solchen Einfluß hatte, daß sie ihn von der seinem Orden allgemein eigenen Lebens- und Denkart abbrachte, und ihn so umstimmte, daß er im geselligen Leben schwerlich seinen Platz stracks hätte wieder einnehmen können.

Abu hatte nämlich als Kalender, und dem Geiste seines Ordens gemäß, die schönste Zeit seines Lebens hingebracht. Er mußte Glaubensregeln üben, von denen er sich nicht überzeugt hielt; mußte in dem Zirkel der Menschen Bosheiten aller Art geschehen sehen, die er nicht rügen durfte. Kurz, heucheln und schmeicheln waren die Lebensquellen, die ihn bis zu seinem dreißigsten Jahre unterhielten.

Die Jahre des reifern Verstandes kamen heran. „Wie?“ fing er an zu raisonniren; „ich

lebe unter Menschen, um kein Mensch zu seyn? Was ist denn der Zweck des vermummten Lebenswandels, zu dem man mich verdammt? Durch Lügen und Scheinheiligkeit muß und kann ich mir nicht mehr, als das Bischen Leben erzielen. Schändlich! Mir nicht den eigentlich der menschlichen Würde angemessenen Weg in meiner Jugend eröffnet zu haben!“ — Sein Entschluß ward gefaßt. „Hinweg von nun an mit der Lüge. Wahrheit! Wahrheit! sey meine Losung.“

Ein armer Kalender, mit einem solchen Vorsatze bereichert, ist erst das armseligste Geschöpf von der Welt. Hiervon wollte sich Abu nicht überzeugen. Die Großen wollen geschmeichelt, die Kleinen betrogen seyn. Daran dachte Abu nicht; denn er war selbst ein betrogener Betrüger bis jetzt gewesen. Doch so viel wußte er, daß er bisher ein strafbarer Heuchler war. „Ich muß mich zurückziehen,“ dachte er, „die Wahrheit zu üben, will auch erlernt werden. In der Einsamkeit will ich die Eindrücke, die auf mich Sprache, Sitten und Denkart der großen Welt gemacht haben, zu verwischen suchen. Ich muß ganz wie

neugeboren erscheinen. Dann will ich wieder in den Menschenkreis zurückkehren und die Wahrheit unverfälscht verkünden."

Abu verschwand aus dem Zirkel der Menschen, zog sich in die Ebenen Diarbeks zurück, baute sich dort eine kleine Hütte, und lebte von dem, was die milde Hand der Natur ihm bot, und sein eigner Fleiß sich zu schaffen wußte. Die Natur sucht mannichfaltige Auswege, dem Müßiggange Beschäftigung zu geben. Abu lebte kaum sechs Monde in seiner Einsamkeit, als das Ungefähr ihn den kleinen Saled finden ließ, der, sich selbst überlassen, als Knabe von vier Jahren am großen Wege im tiefen Schlummer lag. Auf des Knaben Schooß fand Abu die schriftliche Einladung: Menschenfreund, nimm dich des verlassenen Saled an!

Das Ungefähr spielte hier Abu's Eigenliebe einen losen Streich. Er hatte es in seiner Einsamkeit bereits so weit gebracht, sich für den größten Menschenfreund zu halten, und er gerieth schon auf den Gedanken, ohne etwas Menschenfreundliches verübt zu haben, seines Gleichen zu

suchen. Beim Anblick des kleinen Saled schien sich sein Gewissen zu regen, und drängte in ihm den Gedanken hervor: daß die Vorsicht hier seine Menschenliebe zum erstenmal auf die Probe zu setzen suche. Den Knaben sehen, und der Plan, sich seiner anzunehmen, ihn groß zu ziehen und aus ihm einen Menschen zu bilden, der sein Ebenbild und also seiner Liebe würdig sey, war daher bei Abu eins.

Kaum war der kleine Saled nur fähig, Etwas zusammenhängend zu fassen, so stürmte Abu auch schon mit seinen in der Einsamkeit sich ergrübelten Grundsätzen auf ihn los. Saled sah nicht den Morgen, schloß nicht am Abend die Augen, ging oder ruhte nicht an Abu's Seite, so mußte er sich von ihm durch lebendige Beispiele, oder selbst ersonnene Sagen verfolgen lassen, die alle darauf hinausgingen, ihm die goldene Lehre, wie er sie nannte, einzuprägen: Sprich nur Wahrheit!

Kaum konnte Saled einige Worte in dem Koran lesen, so fand er in jedem Winkel der Hütte Abu's, an jedem bedeutenden Baume

seines Gartens, kurz, bei jedem Schritt in seiner Pflanzung, mit großen Buchstaben den Spruch vor sich: Sprich nur Wahrheit!

Einst an einem heitern Tage verlor sich Abu mit Saled, während eines Spatziergangs, den er oft mit seinem Zöglinge zu machen pflegte, in ein Gespräch — über den Werth der Wahrheit. Alle Bilder, die seine Einbildungskraft ihm darbot, erschöpfte Abu, um das Bild der Wahrheit in Saleds Geist zu beleben. „Sieh hier, mein Sohn," sprach er, „so wie die Sonne dem Auge der Sterblichen Trotz zu bieten scheint, so wie es kein Sterblicher, vom Sultan bis zum Verschnittenen, wagen darf, seinen Blick auf sie zu richten, so steht die Wahrheit. Sie findet sich nie vom Anblicke des Lasters oder der Bosheit entweiht, und der stolze Blick des aufgebrachten Großen, der ihre Stimme zurückweist, muß selbst beschämt sich vor ihr senken."

Hier verlor sich Abu wieder in ein nur allzugetreues Bild von der Ungerechtigkeit der Menschen; er lehrte Saled, wie löblich und eines Menschen würdig es sey, sich der Wahrheit zu

weihen, um die Menschen von dem Untergange zu retten, in welchen sie oft ihre Laster zu stürzen vermögen; und um Saled zu zeigen, daß die Laster, die er der Menschheit aufbürdete, nicht Schöpfungen seines Gehirns seyen, suchte er in dem Benehmen des Pascha Allhadin, der diese Provinz zu regieren eingesetzt war, eine Reihe von Grausamkeiten, eigenmächtigen und verworfenen Handlungen so zusammen zu stellen, daß Saled darin ein lebhaftes Bild menschlicher Verworfenheit erhalten mußte. Die Verwünschungen, die jetzt gegen Allhadin aus Abu's Munde strömten, hoben seine Stimme, und es war daher ganz natürlich, daß ein in einiger Ferne nicht bemerkter Sklave des Pascha, der einen Theil seiner Heerde bewachte, auf Abu's Worte aufmerksam ward, und ihren Sinn besser zu deuten suchte, als ihn Abu vielleicht auszudrücken verstand.

Es war noch natürlicher, wenn dieser Sklave alle Mittel aufbot, daß diese Aeußerungen Abu's dem Pascha zu Ohren kamen. Ein Sklave will nur Sklaven sehen, und dünkt sich eine Stufe höher, wenn er einen Freien das werden

sieht, was er schon lange war. Hier muß das pünktlich erfolgt seyn.

Denn kaum war die Sonne untergegangen, so trat auch der Pascha selbst schon, von einigen seiner Satrapen begleitet, in Abu's Hütte. „Verworfener Sklave,“ rief er Abu erbittert zu, „welche Gedanken hast du gewagt, heute gegen mich laut werden zu lassen? Du hast dich als meinen öffentlichen Feind verkündet, hast mir Untergang und Tod beschieden.“ — Erschrocken stand Abu, und konnte nichts erwiedern. — „Dein Stillschweigen ist dein Geständniß,“ fügte der Pascha hinzu.

Endlich nahm sich Abu etwas zusammen. Er begann zu stammeln: „Wenn reden deinen alles zermalmenden Zorn —“

Wie? unbedeutender Staub meines Sandals, fiel ihm der Pascha ein, was kannst und willst du erwiedern? Hast du nicht laut und fest den Wunsch geäußert: daß das nächst wiederkehrende Mondenlicht mich schon nicht mehr bescheinen möge?

Das war mein Wunsch, entgegnete Abu mit einiger Festigkeit, damit dein Name dereinst nach

seinem Verdienste von allen Zungen ausgesprochen werden möge. Dich, Herr, wünschte ich unsern tapfern Helden und Kriegern zum Anführer gegen die Empörer und Rebellen, die der Sultan jetzt zu bekämpfen hat. Der einst wiederkommende Mond, wünschte ich daher, mag dich hier in Diarbeks Ebenen nicht mehr bescheinen.

Bei diesem Vorfalle war Saled kein kalter Zuschauer und Hörer. Kaum hatte Abu geendigt, so wandte sich der Pascha zu Saled. „Soll ich Abu's Worten Glauben beimessen?“

Saleds Auge irrte bald auf Abu, bald auf den Pascha, und endlich auf sich selbst umher; denn die Augen begleiten den Geist. Nicht weniger zog die jugendliche Gestalt Saleds das Auge des Pascha auf sich. Er schien eine Milde, eine Sanftmuth anzunehmen, welche die jugendliche Unschuld dem größten Wütherich — wie etwa der blanke Stahl dem rauhen Steine den Funken — zu entlocken vermag. „Nun, Jüngling,“ fuhr der Pascha fort, „bekomme ich Antwort? Sprach Abu wahr?“

Beim Propheten! nein, das that er nicht, fiel Saled ein. Er wünschte dir den schimpflichsten Tod.

Kaum hatte Saled diese Worte gesprochen, so griff der Pascha nach seinem Kandjar, ging auf Abu wüthend los, und er war für die Umstehenden nicht mehr.

Mit Schaudern sah Saled seinen Wohlthäter zu Boden gestreckt. „Hier, Barbar," rief er, „tilge deine Mordlust auch in meinem Blute!" und warf sich vor den Pascha mit entblößtem Busen.

„Deine Aufrichtigkeit verdient nicht eine solche Strafe."

Wenn sie Abu verdiente, so darf sie das Schicksal mir nicht vorenthalten. Mein Haß, meine Verwünschungen gegen dich kommen Abu's gleich.

„Was machte mich dir verhaßt?"

Weil dich ein Zirkel von boshaften Schurken umgiebt, die du selbst alle übertriffst.

Bei diesen Worten drangen einige Spahis mit gezogenen Klingen auf Saled. Ein Blick des Pascha wies sie zurück. „Man schone seiner!" sprach er. „Diese Offenherzigkeit gefällt mir.

Sie

Sie ist eine Seltenheit, und gehört an meinen Hof. — Du heißest?"

Saled.

„Saled folgt mir sogleich an meinen Hof. Er steht unter meinem Schutze. Keiner wage es ihn anzutasten. — Aber das sage ich dir, Saled, erfülle deinen Beruf. Verletzest du je die Wahrheit, so erwartet dein Abu's Loos."

So sah sich Saled in einen Kreis versetzt, dem es an allem dem nicht gebrach, was einem orientalischen Hofe sonst eigen zu seyn pflegte. Einer war der Sklave des Andern. Der Kleine folgte den Planen des Größern. Was Saled aber am sonderbarsten schien, war, daß das erste Triebrad dieser Maschine, das allen in einander greifenden Rädern derselben einige Haltung gab — der Pascha selbst, ihm Sklave des niedrigsten Sklaven zu seyn schien.

Einen lichten Funken weckte diese Bemerkung in seiner Seele auf. „Mich wundert's nicht," dachte er, „wenn die Menschen oft an aller Vorsicht zweifeln. In diesem Hofe sehe

ich das Ebenbild der Natur vor mir. Wir verfolgen die Kette der Wirkungen und Ursachen; und wenn wir eine Strecke vor uns sehen und den Punkt fassen wollen, der sie alle herbeiführt, so sinkt oder verliert er sich vor uns in seinem Chaos wieder, aus welchem wir uns herausgearbeitet haben."

Saled war und mußte oft um den Pascha seyn. Ihn wunderte es immer, wenn er einen Sklavenhaufen um einen der größten Sklaven beschäftigt fand; und wenn er dann so mit verwunderungsvoller Miene oft saß, und der Pascha ihn auf die Achsel schlug: Nun, Saled, was giebt's in deiner Seele? so erwiederte er zehnmal nichts; allein das elftemal geschah es — Saled stieß die Worte aus: Undank ist der Welt Lohn.

„Wie? Saled! Uebe ich etwa Undank gegen dich aus?" fragte der Pascha.

Gegen mich? — Jetzt ist der Augenblick, wo ich erfahren werde, ob du ihn auch gegen mich hegen wirst, so wie du ihn gegen die ganze Welt übst.

Saled lächelte nicht; der Pascha ward also ernsthaft, und glaubte schon, daß Saled sich berechtigt hielt, ihn zu beleidigen.

Wenn du, nahm Saled wieder das Wort, dieses Gewebe deiner Dienerschaft, dieses Fußbeugen, dieses Händekreuzen und den ganzen Firlefanz vor dir siehst, glaubst du Herr und Gebieter aller derer zu seyn, die um dich sind; allein du bist es bei weitem nicht. Du bist der erste Sklave von allen deinen Sklaven, und bist so undankbar, alle ihre Dienste für eine Pflicht anzunehmen.

„Saled! Ich ein Sklave? Bedenke, was du sprichst. Entweihe nicht meine Person, meine Würde. Der Pascha ein Sklave, der Prophet ein Lügner! — auf beiden Aussprüchen steht gleiche Strafe.“

Auch die Großen sind Fremdlinge in den Regionen der Wahrheit. Das lehrst du mich, Herr. — Hab' einen Vorsatz, der aber das Eigenthümliche enthalte, daß er zum Nachtheil einer deiner Satrapen nur ausgeführt werden

kann. Ich wette zehn gegen eins, du giebst ihn auf —

Saled ward hier unterbrochen. Der Arzt des Pascha trat herein. Er sprach laut, und Saled konnte den Inhalt seines Vortrages fassen. Er erklärte dem Pascha, daß die in dem Garten des Harems vorgeschlagene Aufführung eines Landhauses keinesweges ein Aufenthalt werden dürfte, der, seiner Lage nach, der Gesundheit zuträglich seyn könne. Den Schluß machte die Warnung: daß seine Kunst und Fürsorge den nachtheiligen Folgen nicht würde vorbeugen können, welche die Bewohnung dieses Landhauses für seinen Gebieter haben dürfte. Der Arzt verbeugte sich, und ging.

Du wirst nun doch nicht, Herr, fiel Saled mit lächelnder Bedenklichkeit ein, noch auf deinem Vorhaben bestehen, und auf Kosten deiner Gesundheit und deines, deinen Untergebenen — freilich nur wie es scheint — theuren Lebens, ein solches Haus dereinst beziehen? — Das Landhaus wird also nicht gebauet?

„Es wird nicht gebauet, nein!“ war des Pascha Antwort.

Wer will es denn nun aber nicht?

„Welche Frage! — Wer? — Ich!“

Nein! sag' ich.

„Du bist ein Narr. So will es mein Arzt nicht.

Nein! sag' ich. — Das Landhaus wird nicht da hingebauet, weil man dich nicht in dieser Gegend so oft um sich haben will. Deine Person würde manches hindern, was bis jetzt gemächlich geschehen konnte.

„Saled, du sprichst —“

Die Wahrheit, Pascha. — Eine Unterhaltung, die ich gestern Abend hinter einem Gebüsch unbemerkt anhören konnte, hat mich hierüber ziemlich belehrt.

„Wer sprach?“

Ich habe nichts gesehen, bloß gehört hab' ich. — Aber so viel konnte ich aus dem Gehörten abnehmen: daß du durch jene Anlage deinen Weibern und Dienern einen Verkehr abschneiden könn-

test, den sie bis auf diese Stunde zu unterhalten Gelegenheit haben mußten.

„Ich will allein seyn!“ rief der Pascha bestürzt.

Saled verließ ihn, und schlenderte seines Weges, nach Art der Menschen, die, unbesorgt wegen des Vergangenen und Zukünftigen, in stiller Zufriedenheit mit der Gegenwart sich zu beschäftigen wissen.

Kaum hatte sich Saled entfernt, so ward der Kasnadar *) herbeigerufen. Mit drohender Miene und einem Strome von unwilligen Aeußerungen empfing ihn der Pascha. Der Kasnadar erschrack, da er sich auf solche ungewohnte Art von seinem Gebieter begegnet sah; allein er wußte sich doch in etwas zu fassen, da er in dem unterlassenen Baue des Landhauses die Ursache des Unwillens des Pascha vernahm. Er war aber ein zu feiner Hofmann, als daß er sich durch Entschuldigungen von dem Verdachte eines Großen hätte befreien sollen. In ihm stieg der Ge-

---

*) Ausgeber, Kassirer.

danke auf durch andere Mittel, den Pascha von seiner Unschuld in dieser Sache zu überzeugen. Er verlor daher für jetzt nicht viel Worte, sondern berief sich bloß auf die Meinung des Arztes. — Diese Aeußerung machte den Kasnadar in den Augen des Pascha noch verdächtiger. Er betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken, und entließ ihn mit dem Befehl — trotz der Meinung des Arztes soll das Landhaus gebauet werden.

Wer den Kasnadar aus dem Gemache des Pascha kommen sah, konnte es an seinem Aeußern bemerken, daß sein Inneres ein bedenkliches Anliegen beschäftigte. Von seiner Laune hing das Schicksal der ihm Untergeordneten ab, und in jedem Hofe, durch welchen er sich nach seinen Gemächern zurückzog, mußte sein Anblick nicht wenig Unruhe erregen. Kaum wollte er in eins derselben eintreten, um über die Mittel nachzudenken, die ihn von dem Verdachte des Pascha befreien konnten, so trat ihm keichend einer von den stummen Verschnittenen in den Weg, der ihm durch bestimmte Zeichen zu erkennen gab,

daß er die Ursache seines Unmuths wisse, ihm aber durch eine Auskunft von demjenigen, was vor seinem Eintritte beim Pascha vorgegangen sey, ein Mittel an die Hand zu geben vermöge, um nöthige Maßregeln gegen ernstlichere Folgen nehmen zu können, da er in einem der Vorzimmer ein stummer Zuhörer von Allem war.

Mit Erstaunen vernahm der Kasnadar, daß Saled die nächste Ursache dieses für ihn ernstlichen und gefährlichen Auftritts war. Sein Zorn rüstete sich. Er brütete auf eine Rache, die für Saled von schmerzlichem Erfolge war.

Die Nacht kam heran. Saled wollte sich nach seiner Streiferei in den Pallast des Pascha zurückbegeben, als er sich in einiger Entfernung von demselben durch zwei nervichte Verschnittene, die aus einem Hinterhalte mit rüstigen Prügeln auf ihn lossprengten, festgenommen sah. Er ward rücklings geworfen, und mußte eine Bastonade erdulden, dergleichen, wenn er sie dereinst schon ausgestanden hätte, sich zu erinnern, ihn schon schmerzlich gewesen wäre.

Entkräftet und wund geschlagen, ließ man den armen Saled liegen. Er konnte sich nicht aufbringen, und würde die ganze Nacht unter freiem Himmel haben zubringen müssen, wenn ihn nicht einer von den Wächtern des Pallastes bemerkt hätte, der ihm aufhalf und ihn in sein Zimmer geleitete, wo er die ganze Nacht und den größten Theil des folgenden Tages, bloß seinen Schmerzen überlassen, hinbrachte.

Saleds Abwesenheit würde im Pallaste kein Aufsehen gemacht haben, wenn der Vorfall wegen des Landhauses nicht noch immer den Pascha beschäftigt hätte, und er durch Saled nähere Aufklärungen darüber zu erhalten, nach ihm ernstlich zu fragen veranlaßt worden wäre. Saled ward überall gesucht, und zuletzt in seinem Zimmer, auf einem Divan gelagert, in einem Zustande gefunden, der dem grausamsten Gemüthe Mitleiden abgedrungen hätte. Schrecken und Wuth bemeisterten sich des Pascha, als ihm das Schicksal Saleds zu Ohren kam, und er stand nicht an, in eigener Person sich davon zu überzeugen.

Saled lächelte dem Pascha entgegen. Es mag wohl seyn, daß die Ehre eines solchen Besuchs ihm schmeichelte, und ihn den Schmerz auf einige Augenblicke vergessen ließ, oder daß seine Leiden sich mäßigten; genug — er lächelte.

Der Pascha seiner Seits glaubte wieder, indem er Saled lächeln sah, daß Saleds Zustand schrecklicher aussähe, als er in der That sey. Er milderte daher seine ernste Miene, suchte den Leidenden bloß zu ermuntern, und sagte ihm daher scherzend: „Mit welchem Engel hast du gekämpft, Saled?“

Mit dem der Wahrheit.

„Also mit deinem Genius. Kann der so grausam gegen dich seyn?“

Nicht gegen ihn hab' ich gekämpft, mit ihm, und zwar gegen die, welche es mit neidischen Augen sehen, wenn ich vorzugsweise von ihm begünstigt werde.

Der Pascha kam, im Verfolge jenes Gesprächs mit Saled, zu solchen Erläuterungen, daß er keinen Augenblick säumte, alle seine Sklaven, kurz, seinen ganzen männlichen Troß, zu-

sammen kommen, und solchen Saled, der Reihe nach, unter die Augen bringen zu lassen. — Es ist doch sonderbar, daß die Gesichtszüge desjenigen, welcher uns eine Beleidigung zugefügt hat, sich uns am lebhaftesten einzuprägen pflegen. Saled erkannte sogleich die beiden Sklaven, die sich thätlich gegen ihn vergangen hatten. Nach geschehener Anzeige ließ der Pascha beide in Fesseln werfen, und eine Untersuchung gegen sie einleiten.

Saled erholte sich nach einigen Tagen so weit, daß er, auf Anrathen des Arztes, schon im Freien sich einige Zerstreuung machen durfte. Er wollte eben sein Zimmer verlassen, und dem Pascha seinen Dank abstatten, als ihm die Nachricht hinterbracht ward: daß der Kasnadar die Schnur erhalten, seine Güter confiscirt wären, und ein Theil davon für Saleds Eigenthum erklärt worden sey. In dieser Nachricht fand er zwar einen Ersatz für seinen wundgeschlagenen Rücken; allein zugleich ward ihm in ihr eine Wunde anderer Art versetzt; denn er vernahm von eben diesem Boten, daß der Kasnadar durch seine Wahrheitsliebe einen unverschuldeten Tod erlitten habe. Ei-

nige Stunden nach des Kasnadars Tode ward dem Pascha ein Schreiben, vom Oberaufseher des Harems unterzeichnet, eingehändigt, worin er ihm seine und des Arztes Flucht ankündigte, und als Grund davon die Furcht angab, daß man seinem mit dem Arzte gehabten Einverständnisse, wegen des hintertriebenen Baues des Landhauses, auf die Spur gekommen sey.

Es ergab sich daher: daß der Kasnadar bloß an Saled Rache nehmen wollte, weil er glaubte, sich von ihm vorzüglich beim Pascha verläumdet zu finden; daß er aber keinesweges an dem Vorsatze, den Pascha von der Errichtung eines Landhauses nahe beim Harem abzubringen, Antheil hatte. Er wollte bloß Saled für seine unberufene Wahrheitsliebe eine gewöhnliche Lektion geben, und mußte dafür mit dem Tode büßen.

„Wer hätte geglaubt," dachte Saled, „daß die Wahrheit solches Unheil anstiften könne. Der Schuldige entgeht seinem Lohne, den Unschuldigen trifft unverdiente Strafe. Denn wahrhaftig, ich gäbe gleich meinen Rücken wieder preis, wenn der Kasnadar selbst mir ihn durchbläuen könnte,

das heißt — wieder von den Todten, oder ins Leben zurückkehrte."

Saled erschien wieder am Hofe, wo man den Kasnadar vergessen hatte, und weder an den entflohenen Aufseher des Harems, noch an den Arzt mehr dachte. Der Pascha empfing Saled mit Zuvorkommen, und schien äußern zu wollen, daß er ihn gern wieder um sich sähe. Die übrige Hofwelt betrachtete ihn jetzt mit ganz andern Augen. Saled, der arme Saled, hatte bei allen bisher einen bloßen Spaßmacher abgegeben. Jetzt, nachdem ihn der Pascha zum reichen Manne gemacht, schien es allen, daß er einen höhern Zweck in der Stufenreihe der Dinge am Hofe einnehmen sollte.

Man schmiegte und biegte sich vor ihm. Man streute bald seiner Geburt, ohne sie zu kennen, bald seinen Talenten, ohne sie geprüft zu haben, und endlich sogar seiner Wahrheitsliebe, ohne ihr hold zu seyn, solchen Weihrauch, daß jeder andere, als Saled, davon berauscht worden wäre. Allein Saled blieb seinem Charakter treu. Er entlarvte alle diese Quasi-Freunde, und äu-

ßerte ihnen oft, daß sie so wahrhaftig gegen ihn seyn möchten, als sie ihn stets gegen sie finden würden.

Er bekehrte aber die Menschen im Grunde nicht, er machte sie schlechter. Er sagte ihnen Wahrheiten; allein sie wollten ihn Lügen strafen, und behielten daher ihre heuchlerische Larve bei.

Auch diese Quelle erschöpfte sich. Der menschliche Geist findet immer seine Gränze im Tadeln und Loben, in Offenherzigkeit und Trug.

Saled hatte es, wie wir bereits bemerkt haben, mit seinem Scharfblick, wodurch er jeden Gedanken, jeden Schritt, jede Handlung an des Pascha Hofe zu deuten verstand, dahin gebracht, daß er zum wenigsten nichts mehr zu bemerken fand. Seine rege Wahrheitsliebe mußte sich daher mit denjenigen Schwachheiten zu beschäftigen anfangen, die sich nicht verstecken ließen, sondern abgelegt werden mußten, oder sich gegen ihn auf seine Kosten zu behaupten gezwungen waren. Gegenstände der Art waren nun persönliche Mängel und Gebrechen, denen er seinen Spott auf jede Weise und im Tone der Wahrheit empfinden ließ.

Wenn Saled sich geheime Feinde durch die laute Rüge zuzog, mit der er über den Intriguengeist, die Verstellungskunst und die Speichelleckerei herfiel, so schuf er sich jetzt öffentliche durch den beißenden Spott, mit dem er auf die Eigenliebe der Menschen loszog, die sich in dem eitlen Benehmen und frivolen Leben derselben auf mannichfaltige Art zu äußern pflegt. Tadel, der sich über Aeußerungen der Eigenliebe erstreckt, kann nie gelinde und gewandt genug geäußert werden. Hier vermag die Selbstvertheidigung mit offener Stirne hervorzutreten, und sich gegen ihren Feind zur Wehr zu stellen; denn das allgemeine Interesse der Menschen wird dabei nicht beleidigt. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, den Spötter oft zum allgemeinen Gegenstande des Hasses herabgesetzt zu sehen, an dem es Jedem erlaubt ist, strenge Rache zu nehmen, wenn dabei nur vorgespiegelt wird, daß sie zum Besten mehrerer verübt wird.

Seit seiner Erhebung zu einem der ersten Günstlinge des Pascha, befand Saled sich mehrentheils in den Zirkeln des Hofes, wo der bei-

ßende Spott am reichlichsten mit Gegenständen versehen wird, die ihm Nahrung geben. Am vorzüglichsten ward Saled durch den häufigen Umgang, den er mit den Weibern hatte, veranlaßt, seiner Laune einen größern Spielraum zu schaffen. Seine Figur, obgleich nicht die schönste, hatte gar nichts Abschreckendes, nichts, was nicht gefallen sollte, und mußte den Weibern noch vortheilhafter erscheinen, die auch etwas auf Geistesstärke zu halten affektiren.

Saida, eine lebhafte Brünette, hatte Scharfblick genug, an Saleds Figur ein größeres Wohlgefallen zu finden, als die andern Weiber zu verrathen schienen. Sie war daher am meisten beschäftigt, Alles aufzubieten, Saleds Auge auf sich zu ziehen. Saled fand wieder Saida dem Aeußern nach ganz so, wie ein Frauenzimmer seyn muß, um einen Mann durch ihre Figur einzunehmen. Saida wollte bloß durch ihre Figur gefallen, und Saled suchte an Saida nichts mehr. Saida's größter Triumph war, daß sie durch ihre körperlichen Reize über alle Weiber bei Saled den Sieg davon getragen hatte; und jeder Schritt

Saleds, der ihr drohete, etwas in seinen Augen zu verlieren, mußte in ihr Empfindungen erregen, die ihr keinesweges die angenehmsten waren; so wie Saled in dem festen Vertrauen, daß ihn sein Auge in Rücksicht ihrer Reize nicht betrogen hätte, sich aus Vorliebe für die Wahrheit den lautesten Vorwurf zu machen berechtigt hielt, wenn er auf Selbstbetrug in dieser Rücksicht sich ertappen sollte.

So oft er Saida bis jetzt gesehen, war sie immer in einen Shawl gehüllt, und es konnte ihm sehr leicht entgehen, daß sie einen Höcker hatte. Saida vergaß sich einst, oder glaubte, nach einem mit Saled so lange unterhaltenen Augenverkehr, sich so weit vergessen zu können, und legte, als sie sich mit ihm gemeinschaftlich in einem Zirkel befand, und die Schwüle die mehresten Weiber veranlaßte, einige Zoll breit mehr ihren natürlichen Reizen Spielraum zu verleihen, die Aegide ihres Höckers, den Shawl, von sich. Stracks gewahrte Saled, was seinen Augen bisher verborgen geblieben war. Er machte sich in Rücksicht seines Stumpfsinnes Vorwürfe, und

glaubte es sich selbst schuldig zu seyn, einen öffentlichen Beweis von seinem Scharfblick abzulegen. „Ei Saida!“ rief er daher laut, „wußte ich doch nie, daß dein Shawl einen Reiz verdeckt, der deine übrigen mir ganz zu verdunkeln vermag.“

Ein Lachen erschallte im ganzen Saale. Saida fiel in Ohnmacht, und Saled stand wie versteinert. Die ganze Versammlung schien seine Bemerkung mit einer Miene des Beifalls aufgenommen zu haben; nur die, welche sie betraf, schien von seiner Wahrheitsliebe gleichsam zu Boden gestoßen zu seyn. Das erwartete er nicht. Er wähnte, daß er Saida durch seine Wahrheitsliebe nicht beleidigen würde, und glaubte die Umstehenden zu beschämen, wenn er ihnen in ihrer Offenherzigkeit zuvorkäme oder sie überträfe; denn er war fest überzeugt, daß keiner in der Gesellschaft den Fehler an Saida bemerke, und dachte auch keineswegs daran, daß ein körperlicher Fehler, der dem Auge eines Jeden bloßgestellt ist, als unsichtbar betrachtet werden solle.

Saida wurde in einem Zustande aus der Gesellschaft geführt, die ihrem Schmerz nicht

Raum genug ließ, durch Worte Saled ihren Unwillen äußern zu können, und Saled hatte daher nicht Gelegenheit, die Folgen, welche diese Unbedachtsamkeit für seine Liebe gegen Saida haben mußte, zu berechnen.

Ganz unbefangen machte er sich daher den andern Tag auf den Weg, um sich persönlich nach Saida's Befinden zu erkundigen. Er ward gemeldet, allein nicht vorgelassen, sondern durch folgende Worte, welche ihm Saida durch eine ihrer Sklavinnen heraussagen ließ, verabschiedet: „Wähnst du, Saled, daß Saida je dich hat lieben können, so irrst du sehr. Sie denkt zu groß, ihre Liebe an einem Menschen zu verschwenden, der ein Sklave von Allhadin Pascha's Launen ist; diesem nur sein Fortkommen, aber auch seinen Untergang zu verdanken haben dürfte.“

„Die reizenden Weiber sind doch hartnäckige Feinde der Wahrheitsliebe,“ dachte Saled. Sie hat mich nachdrücklich verabschiedet, doch nicht thätlich. Dies scheint der Weiber Art nicht zu seyn. Indeß, wir wollen uns nicht mehr mit ihren Reizen bei hellem Lichte beschäftigen. Man

wird betrogen, und will man sich nicht betriegen lassen — verhaßt.

Bei diesem Vorsatze mied Saled nicht die Weiber; vielmehr fand er, da er stets um Allhadins Person war, Gelegenheit, sich mit ihnen neuerdings in Verbindungen anderer Art herum zu raisonniren. Saled glaubte aber sehr vorsichtig zu verfahren, wenn er sich an die Gattung von Weibern anschloß, wo seine Augen nicht zu bewundern anfangen konnten, sondern wo er durch seinen Geist die Wirksamkeit seiner Sinne zu beleben vermochte. Deutlicher gesagt, würde dies so viel heißen, daß er jetzt solche Weiber aufsuchte, die durch das Schwatzen über das Reich des Wissens ihre Reize geltend zu machen pflegen.

Hier betrachtete man Saled als eine gute Prise. Man nahm den Neuling mit scheinbarem Wohlgefallen auf, hörte ihn über seinen Irrthum, in Rücksicht der Reize Saida's, mit Zuvorkommen schwatzen, und schien es mit Aufmerksamkeit zu vernehmen, wenn er sich den Fehler gestand:

die Weiber bisher, in Rücksicht ihrer körperlichen Reize, bloß als schätzbar betrachtet zu haben.

Dies äußerte Saled zugleich oft in Gegenwart Allhadins. „Du hast sehr Recht!“ fiel ihm der Pascha ein. „Es ging mir mit den Weibern, wie dir, mein lieber Saled. Das Aeußere fesselte mich an sie; jetzt weiß ich aber, was an ihnen eigentlich schätzbar ist. Zedinens Scharfblick und Datanens schwelgende Einbildungskraft sind mir oft eine Erholung, der ich nur ohne Ermüdung in ihren Armen theilhaftig werden kann. Ich habe Philosophen, ich habe Dichter an meinem Hofe gehabt; sie haben mir aber alles Wissen zum Ekel gemacht. Es geht nichts über eine Philosophie, die man an dem Busen eines Weibes einhaucht; es giebt keinen schwelgerischern Genuß, als auf dem Schoße eines Weibes in die Regionen der Einbildungskraft versetzt zu werden.“

Der schwelgende Ideengang des Pascha erregte in Saled ein schmachtendes Wohlbehagen, den Keim der Wollust. Allein seine auf himmlischen Genuß vorbereiteten Sinne waren zwischen

Zedine und Datana getheilt. Saleds Vernunft kämpfte mit seiner Einbildungskraft; endlich aber muß jene wegen der ihm angestammten Wahrheitsliebe den Sieg davon getragen haben, denn man fand ihn stets in Zedinens Gesellschaft.

Zedine war eine Brunette, die nah am vierzigsten stand, und dennoch manchen Reiz sich erhalten hatte, den sie, wenn ihr durchdringender Geist über eine männliche Seele sich zum Meister gemacht, mit der Absicht ihren Fang festzuhalten, im Hintergrunde mitspielen ließ. Dieser Versuch sollte auch mit unserm Helden gemacht werden.

Saled war keineswegs ein Neuling im Reiche der Philosophie. Sein spekulatives Jugendleben und der wissenschaftliche Umgang mit dem Kalender, hatte ihm ein geordnetes Licht über die Grenzen der menschlichen Natur und aller der aus ihnen resultirenden Systeme der verschiedenen Weltweisen verschafft. Er vermochte daher gleich die Quelle zu erschöpfen, aus welcher ein sogenannter Weisheitskrämer seinen Vorrath herholt. Er konnte die Wahrheit, die der Genius der Weisheit einhaucht, bestimmt von der unterschei-

den, die man aus der Rüstkammer philosophischer Ahnen borgt. Es lag stracks plan vor seinen Augen, ob man ihm glasirtes Gut für ächte Waare feil bot. Er war ein Jünger der Wahrheit, wie er den Händen der Natur nur entgehen kann, der, wenn er sich auch nicht zur Philosophie erhebt, den wahren Weisen vom eingebildeten zu unterscheiden versteht.

In Zedinens Umgange konnte er nicht gleich den Werth ihres philosophischen Scharfblicks, auf den sie Anspruch machte, entdecken. Das philosophische Weib ist, dem Charakter nach, zurückhaltend, spröde; es glaubt immer mit Uneingeweihten zu reden, und vor dem Eingeweihten schweigt es, oder spielt — die Demüthige.

Ein näherer Umgang mit Saled machte Zedine doch endlich in seiner Gegenwart beredter. Was die Weisen des Orients vom Uranfange bis auf ihre Zeit thaten und dachten, das suchte sie immer anzubringen. Ihre Autorität war stets der Name eines Gelehrten, und der mußte ihr das behaupten helfen, dem Saled nicht beistimmen wollte. „Die armen Weisen," sagte ihr

Saled einst, „wenn sie aufständen und dich Lügen straften, wie würde es deiner Philosophie ergehen?"

Eine solche Anmerkung war ätzend genug, um in einem Weibe, wie Zedine, alle freundschaftliche Gesinnung und Gewogenheit gegen den, der sie hervorbrachte, zu vernichten, und es dafür mit einem innern Groll zu beseelen, den nur ein Funken entzünden durfte, um ihn in helle Flammen ausbrechen zu sehen.

Die Weiber, dachte Saled, sind doch nicht zur eigentlichen Weisheit geschaffen; zum wenigsten sind sie noch nicht reif genug dazu, so lange sie ihre Weisheit gepriesen sehen wollen, und es noch Männer giebt, die sie an ihnen bewundern. Die Wunder — sind doch immer verdächtig. — Zum Empfinden, glaube ich, ist der Weiber ganzes Wesen eher bestimmt. Die Region der Einbildungskraft ist der Tummelplatz, der sich für ihre Geisteskräfte am besten zu schicken scheint. Doch ich muß einmal die Natur hierüber behorchen, und sollte ich auch in meinem Urtheile an Datanen scheitern.

Datana war eine von den pretiösen, schmachtenden Geschöpfen, die vor lauter Empfindung entweder schmelzen oder aufbrausen. Es war aber bei ihr keinesweges Natur, welche ihr ein Gefühl fürs Schöne und Erhabene schuf. Ein eitler Hang zu Lesereien jeder Art spielte ihr die mehresten Dichter in die Hände. Es ging ihr, wie den mehresten schwachen Bewunderern großer Dichter: sie hielt sich an Buchstaben, und glaubte den Dichter ganz erschöpft zu haben, wenn sie ihn in seinen Figuren und Wendungen verfolgte. Alles das, was an Charakter, Wahrheit und Bedeutung in einem dichterischen Gemählde enthalten ist, ward von ihr keinesweges gefühlt. Sie begnügte sich stets, wie jener eitle Kunstliebhaber, mit den hohlen Einfassungen der berühmtesten Gemählde. Kein Umstand, kein Vorfall war klein genug, der nicht ihre Empfindung in eine Extase versetzte, die sie mit einem Strome von Versen aus einem der berufenen Dichter zu begleiten wußte. Je wortreicher der Dichter war, desto willkommner war er ihrem Geschmack; und über kurz oder lang bemerkte

man, daß ihr ganzes Wissen in einem Vorrathe von Wortgeklingel bestand, das jedem gebildeten Ohr eine wahre Last werden mußte.

Saled, der die größten Dichter unter der Aufsicht seines Kalenders mit allen Erfordernissen durchgelesen hatte, die seinem Geschmack eine Selbstständigkeit — der einzige Zweck, den das Lesen der Dichter haben muß — zu schaffen vermochten, konnte nicht anders, als mit Ekel, das unaufhörliche pedantische Rezitiren der erhabensten Stellen der Dichter und Schöngeister aus einem weiblichen Munde vernehmen. Er konnte sich nicht überwinden, ein Weib in einer Eitelkeit zu bestärken, die ihre Reize entstellt, und den hohen Zweck der Kunst zugleich entehrt. Als er daher einst Datanen, nach einer mit vollem Affekt rezitirten langen Stelle aus einem Dichter, erschöpft auf den Divan zurückfallen sah, konnte er sich nicht enthalten ihr zuzurufen: Ei, Datana! Welcher Aufwand von Kräften, um das heilige Feuer in Rauch und Dampf zu verwandeln!

Den andern Tag kam Saled zum Pascha, vor dem er schon einige Tage nicht erschienen

war. „Ich glaube,“ redete ihn der Pascha an, „Zedinens und Datanens Umgang geben dir wohl viel Beschäftigung?“

So viel, daß mir vor Beschäftigung der Art ziemlich ekelt.

„Wie so? Hast du deine Erwartung nicht befriedigt gefunden?“

Was ich erwartete, ist mehr denn zu sehr eingetroffen.

„Nun! Was sagst du?“

Ich sage und bleibe dabei: Zedine kennt die Philosophie, aber nur dem Namen, und Datane die Dichter, aber nur den Worten nach. Sie schwatzen beide. Die Eine über Dinge, die sie nicht versteht, die Andere Worte, deren Sinn sie nicht inne hat.

Die Miene und der Ton, mit welcher Saled dies Urtheil fällte, überraschte den Pascha, und er glaubte sich auf einer Seite getroffen zu fühlen, die kein Sterblicher, am wenigsten ein Großer, gern bloß zu geben pflegt. Ein Pascha sollte einer solchen Unwissenheit fähig seyn? sollte sich von einem Laien in einer Sache, wo es

bloß auf Geisteskraft ankommt, zurechtweisen lassen? Ein Pascha sollte nicht einmal den Unterschied eines Philosophen, eines Dichters, von einem Schwätzer fühlen? Dieses schien ihm Saled zuerst bemerkbar zu machen, und vorsätzlich bemerkbar machen zu wollen. Ein geheimer Widerwillen begann sich in seinem Innern gegen Saled zu entwickeln. Er wendete ihm mit einem kalten Blick den Rücken, und zog sich in sein Gemach zurück.

Wenn wir das, was der Pascha bisher Saled an Freiheiten erlaubt hat, Gunst nennen wollen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Pascha, seit der von Saled ihm widerfahrnen Beleidigung, sich entschloß, ein ganz anderes Verhältniß gegen ihn anzunehmen, das heißt — gar keins. Das gewöhnliche Schicksal der Günstlinge, sie sind Alles, oder — Nichts.

Der arme Saled war nun so gut, wie verloren. Die Stimmung des Pascha gegen ihn war nun von der Art, daß es nur eines kleinen Druckes bedurfte, um ihm den Garaus an seinem Hofe zu machen. Man kann leicht denken, daß

Zedine und Datana die ihnen von Saled widerfahrne Beleidigung ihm nicht ungestraft haben hingehen lassen, und daß sie bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Pascha Gift und Geifer über Saled auszuschütten wußten. Des Pascha Stimmung gegen Saled setzte ihren Aeußerungen nichts entgegen, vielmehr waren sie scharfsichtig genug, eine Veränderung in seinen Gesinnungen gegen ihn wahrzunehmen. Da sie nun erwarten konnten, daß der Pascha ihrer Rache gegen Saled nicht sehr im Wege stehen würde, so ward sein Untergang fest beschlossen.

Wenige Tage nach jenem Vorfalle, in einer der frühen Morgenstunden, denen Saled seine gewöhnlichen Streifereien in den umliegenden Gegenden zu weihen pflegte, sah er sich von zwei handfesten Verschnittenen ergriffen und zu Boden geworfen. Man verstopfte ihm den Mund, band ihm Hände und Füße, und hob ihn auf ein Kameel, auf welchem er festgebunden und zwei Tage hinter einander fortgeführt ward. Zu Anfange des dritten ward ihm endlich verkündigt, daß er unter der Bedingung von seinen Banden und

seinen drohenden Begleitern sich befreiet sehen solle, wenn er verspräche, sich einer Karavane, die nach dem persischen Meerbusen ihren Weg nahm, anzuschließen, und nie mehr an eine Rückkehr an des Pascha Allhadins Hof zu denken. Hierzu verstand sich Saled, ohne einen Augenblick anzustehen. Er ward von seinen Banden befreiet. Man ließ ihm einige Lebensmittel, zeigte ihm den Weg, den er zu verfolgen hatte, um die Karavane zu erreichen, und überließ ihn übrigens in dem Dickicht eines mächtigen Waldes seinem Schicksale.

Saled konnte sich die plötzliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, sehr wohl erklären. Er schloß sehr richtig, daß nur eine Weiberkabale ihm solchen rachsüchtigen Streich zu spielen fähig sey. Allein er wünschte in seinem Innern nichts mehr, als daß der Pascha selbst, um ihn neuerdings wieder fühlen zu lassen, wie sehr er Sklave seiner Sklaven sey, ihn mit eigenen Augen in diesen Zustand versetzt sehen möchte. Der einzige Trost, der ihm noch übrig blieb, war das Bewußtseyn, daß er sein Schicksal einzig und allein

der Wahrheit zu verdanken habe. „Verdienstliches,“ dachte er, „habe ich zwar durch meine Wahrheitsliebe noch nicht gestiftet. Allein ich lebe noch, und wer weiß, was ich am Ziele meiner Tage noch von der Art thun könnte. Zu kostbar wäre mir mein Leben dann wirklich nicht; hätte ich doch die Genugthuung, dereinst zu Abu's Trost sagen zu können: dies ist dein Werk!“

Mit diesen Betrachtungen ging Saled seines Weges. Er irrte schon einige Tage in der Wüste umher, konnte aber keinen Ausgang in derselben finden, und bemerkte endlich, daß er die Spur der Karavane, der er sich anschließen sollte, verloren habe. Sein kleiner Vorrath von Lebensmitteln war ihm bereits aufgegangen, und keine andere Aussicht blieb ihm, als in der Wüste umzukommen. Niedergeschlagen und in sich gekehrt saß er, beschäftigt mit diesem traurigen Gedanken, als ein Geräusch plötzlich seine Aufmerksamkeit rege machte. Er blickte in die weite Ferne umher, und bemerkte endlich, zu seiner übergroßen Freude, eine ansehnliche Karavane von Pilgern, die von Mekka kamen, und ihren Weg nach Da-

mas fortsetzten. Sie sehn und ihr zueilen, war Saled eins.

In dem armseligen Zustande, in welchen ihn das Schicksal versetzt hatte, fand er bei der Karavane eine bessere Aufnahme, als ihm zu Theil geworden wäre, wenn der Pascha ihn, mit allem wohl versehen, entlassen hätte. Denn im Grunde war diesem ganzen Haufen von Pilgern auf ihrem Wege nichts weniger heilig, als — Eigenthum, und sie wetteiferten in dieser Rücksicht mit jeder arabischen Horde, der Klippe so mancher reichen Karavane.

Der Abend kam heran, und die Pilger lagerten sich am Ausgange der Wüste, um den andern Tag in Damas ihren Einzug zu halten, wo sie, dem Herkommen gemäß, mit solenner Feierlichkeit empfangen wurden. — Kaum war das Abendmahl verzehrt, so setzten sich alle in einen Kreis. Mächtige Schläuche, gefüllt mit Gold, Silber, Waaren und indischen Kostbarkeiten, wurden herbeigebracht, in der Mitte des Kreises ausgeschüttet, und die Aeltesten hielten die Theilung.

Saled sollte auch nicht vergessen werden; allein aus verschiedenen Aeußerungen der Pilger und manchen andern Umständen, ward Saled nur allzu deutlich unterrichtet, daß alle diese Sachen, durch eine an einer Kaufmannshorde begangene Plünderung, in die Hände dieser Pilger gerathen waren. Als man ihm daher seinen Antheil vorlegte, stieß er ihn mit Unwillen von sich: „noch war ich nicht zu Mekka," setzte er entrüstet hinzu, „um mir das Recht zu erflehen, mit euch euern Raub zu theilen."

Beim Ausspruch dieser Worte ward Alles gegen Saled aufgebracht. Die Jähzornigsten sprangen von ihren Sitzen, und gingen mit gezückten Dolchen auf ihn los; und gewiß hätte er seine Verwegenheit mit dem Leben büßen müssen, wenn er nicht gleichsam wie durch ein Wunder gerettet worden wäre.

Bei der Karavane von Pilgern fand sich eine Anzahl solcher Frömmler, die ihrer Ehrfurcht für den Propheten, und ihrer Liebe für sein Gesetz, durch eine bloße Wallfahrt nach Mekka nicht allein Genüge zu leisten wähnen, sondern aus

Religionseifer noch das Gelübde ablegen: daß, wenn sie das Grab gesehen, sie ihre Augen nicht mehr durch den Anblick der irdischen Welt entweihen wollen. In dieser Absicht stehen sie nicht an, ehe sie Mekka verlassen, sich des Gesichts zu berauben, oder es zu blenden, und so kehren sie in ihr Vaterland zurück, wo sie als Heilige des ersten Grades betrachtet werden.

Einer von diesen Blinden, der sich durch sein Alter und seine Kasteiungen das größte Ansehen in der Karavane verschafft hatte, trat unter die Erbitterten, und riß Saled aus ihrer Mitte. Einige geheimnißvolle Bewegungen, die er machte, flößten den Erhitzten Ehrfurcht ein, und auf seinen Wink traten alle zurück. Der Blinde fuhr mit seiner Hand einigemal über Saleds Antlitz. Es herrschte eine tiefe Stille, und man erwartete den Ausspruch des Helden. Nach einer Pause öffnete endlich der Blinde den Mund. „Dem Unbesonnenen folgt nicht immer die Strafe auf dem Fuße. Dies sind des großen Propheten Worte. Ehrt sie in diesem Fremdlinge!“ — Und Saled war gerettet.

Der Blinde zog Saled mit sich, und Saled wich keinen Augenblick von seinem Retter. Die Karavane brach am Morgen auf, und setzte ihren Weg nach Damas fort. Wie gewöhnlich wurde ihr Einzug mit vieler Feierlichkeit gehalten. Außerdem daß den Blinden vorzügliche Achtung von allen Großen und dem Pascha von Damas selbst bezeigt wurde, flößte zugleich der Anblick Fahida's — so nannte sich der Retter Saleds — eine solche Ehrfurcht durch sein würdevolles Benehmen und seine nachdrücklichen Aussprüche einem Jeden ein, daß er in ganz Damas bald als ein Heiliger betrachtet wurde.

Fahida vergaß Saleds bei den mancherlei Beschäftigungen, die ihm der Religionseifer gab, keineswegs, und Saled verlor sich selten von Fahida's Seite, so daß er als ein treuer Begleiter dieses Heiligen betrachtet wurde, und ungestört ihm in die ihm vom Pascha angewiesene Wohnung folgen konnte.

Der Sehende folgte dem Blinden; denn welcher Muselman darf zweifeln, daß einem Manne, der aus heiligem Eifer sich das Gesicht blen-

dete, das innere Licht nicht die Stelle des Auges vertrete.

Bei dem Namen eines Heiligen, der Fahida zu Theil ward, nahm das Gewühl der Aus- und Eingehenden bei ihm täglich zu. Das, was er sich an Ehrfurcht durch sein Benehmen und seinen bereits erlangten Ruf nicht bewirken konnte, wußten die übrigen Blinden, die sich als seine Jünger in den Regionen der Heiligkeit weislich erklärten, ihm durch die Verehrung, die sie ihm angedeihen ließen, und durch die Erzählung einiger in Mekka ihm widerfahrnen Wunder, deren Wahrheit zu erörtern sich übrigens keiner angelegen seyn ließ, sehr bald in solchem Umfange zu verschaffen, daß alle diejenigen, die aus dem heiligen Eifer für die Religion des Propheten nur einigen Nutzen zogen, das Volk, die Großen und selbst den Pascha dahin zu stimmen wußten, Fahida zum Mufti von Damas zu erwählen, mit welcher Würde er auch in Kurzem zur allgemeinen Zufriedenheit bekleidet ward.

Bei diesem plötzlichen Glückswechsel, der Fahida betraf, vergaß er aber Saleds nicht. Im

Gegentheil, er näherte ihn allmählig mehr seiner Person. Endlich mußte er stets um ihn seyn, und allen Verhandlungen, die bei seinem hohen Amte vorfielen, beiwohnen, so daß Fahida zu verrathen schien, in Saled den verdienstvollen Menschen aufzusuchen, der einst seine Stelle zu vertreten würdig wäre.

Saleds häufiger Verkehr um des Mufti Person verschaffte ihm Gelegenheit, zu bemerken, daß Fahida keinesweges auf rechtem Wege zu seinem hohen Posten sich hinaufgeschwungen haben müsse. Was ihn in seiner Vermuthung bestärkte, war der Umstand, daß der heilige Blinde, zu seinem Erstaunen, in dem Zirkel seiner vertrauten Jünger oft von seinem Gesichte den gehörigen Gebrauch zu machen wußte.

Bei der Wahrheitsliebe, die Saled keinesweges abgeschworen hatte, nnd die in ihm durch diesen Umstand neuerdings beseelt ward, mußte es ihn sehr kränken, daß die Menschen sich in dem Gegenstande ihrer Verehrung betrogen haben sollten. Nach und nach kam es mit ihm dahin, daß er gegen Fahida und seine blinden Anhänger

alle Achtung und alles Zutrauen so weit verlor, daß er bei einem Vorwurfe, den ihm Fahida, während einer ihrer geheimen Sitzungen, wegen eines Vergehens in jener Rücksicht machte, mit Unwillen äußerte: „Ei, Fahida, den Vorwurf verdient nur ein sichtbares Vergehen, und ich glaubte mich in einem Zirkel von Blinden.“

Der widrige Eindruck, den eine solche Aeußerung auf die Versammlung machte, konnte Saled nicht entgehen, und er mußte daher auf den Gedanken gerathen, daß er sich dadurch sowohl dem Mufti, als seinen Jüngern, zu verhaßt gemacht habe, um nicht fürchten zu müssen, der nachdrücklichsten Strafe, oder einer zu seinem Verderben ihm fein gelegten Schlinge über kurz oder lang ausgesetzt zu seyn. Dies bewog ihn, der Wahrheitsliebe ein größeres Opfer zu bringen. Er entfloh aus des Mufti Wohnung, und wußte sich beim Pascha einen Zutritt zu verschaffen, in welchem er ihm die Heuchelei Fahida's und seiner Spießgesellen entdeckte.

Außerdem daß Fahida sich dem Pascha durch einige ihm erwiesene Gefälligkeiten bereits ver-

bindlich gemacht hatte, glaubte er es auch der allgemeinen Verehrung, die sich Fahida durch sein edles und biederes Benehmen erworben, schuldig zu seyn, auf eine solche schwache und ohne alle Beweise angebrachte Beschuldigung, nicht allein keine Rücksicht zu nehmen, sondern sie, der Klugheit gemäß, eiligst zu unterdrücken.

Der Pascha schien bei Saleds Aussage äußerst betroffen, und befahl, seinen Dragoman zu rufen, mit welchem er in ein Nebenzimmer ging. Nach Verlauf einer Viertelstunde trat er endlich, in Begleitung desselben, mit einem Katscherif in der Hand, aus dem Nebenzimmer. „Hier, Saled,“ sprach er, „bringe du selbst Fahida sein Urtheil. Um es aber stracks in Ausführung bringen zu können, werde ich dir einen Aga mit einer Anzahl Janitscharen zur Begleitung geben. Und Ihr,“ sagte er zum Dragoman, „sorgt dafür, daß Alles streng befolgt werde, was in dem Katscherif enthalten ist.“

Staunend sah Fahida vor sich Saled mit tollkühner Stirn in gewaffneter Begleitung stehen, und mit Schrecken eröffnete er den aus sei-

nen Händen erhaltenen Katscherif des Pascha. Er las, und las abermals. Endlich nahm er das Wort: „Saled, mein Ausspruch ist dein Werk. Man vollziehe sofort des Pascha Befehl, den ich jetzt verlese: Saled, schreibt er, verdient den Tod. Er will den Götzen des Volks entehren. Deine Weisheit, Fahida, wird dem Sünder gegen den Propheten wieder geneigtere Gesinnungen einzuflößen wissen, und ich übergebe ihn daher deinen Händen. Doch vorher zähme ihn meine weltliche Macht. Ohne Schonung erhalte er die Bastonade, und in dem finstersten und tiefsten deiner Gemächer lerne er Buße thun, und den Propheten ehren."

Fahida entfernte sich, und Saled erlitt die Bastonade, nach welcher er in eins der finstersten und tiefsten Gewölbe einer Moschee herabgelassen ward, welche dicht an des Mufti Wohnung stieß. Hier saß nun Saled sich selbst überlassen. Sein Gewissen ängstigte ihn nicht; denn er war sich bewußt, daß alles das, was er gethan, nicht aus Bosheit, sondern aus guter Absicht geschehen sey. Allein kränkend war ihm der Zustand, in

welchen er sich versetzt sah, empörend das Schicksal, das ihn in diesem Vorhofe der Hölle erwartete; und indem er, wie die mehresten seiner Vorgänger, die hier ihren Aufenthalt fanden, sich keinesweges auf Buße vorzubereiten hatte, brach er vielmehr in ein lautes Murren gegen Vorsicht und Menschheit aus.

Ihm schien Alles in seinem Sitze der Dunkelheit so verworren, daß er die ganze Natur wie ein Chaos zu betrachten begann, wo ein Element am Untergange des andern arbeitet; und die Menschen alle, vom Weisen bis zum Thoren, betrachtete er als ein Spielwerk der Vorsehung. „Am meisten bedaure ich," waren seine Worte, „den Kreis jener Edlen, die sich der Wahrheit opfern. Sie scheinen der Vorsehung ihre Freude zu verderben; denn ihr rächender Arm trifft sie mit Pfeilesschnelle. Abu! Abu! Warum warst du nicht weise genug, dein Schicksal vorauszusehen, um mich zum wenigsten einem bessern vorzubehalten!"

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür seines Gemachs. Eine blendende Hülle erleuchtete es. „Saled! Saled!" schallte es hinein; „warum

klagst du Abu an? Abu's Schicksal rettet dir dein Leben, öffnet dir diesen Kerker. Die Vorsicht ist weise. Allah sey gepriesen, und der Name des Propheten hochgelobet!"

Eine heilige Stille verbreitete sich, und Saled war einige Augenblicke in Staunen versenkt. Endlich nahm er sich zusammen, eilte der offenen Pforte zu, um sein Gefängniß zu verlassen. Kaum war er dem Ausgange nahe, so vertrat ihm eine Person den Weg. Er that einige Schritte zurück, sah auf, und erkannte Fahida.

„Ueber diese Schwelle," redete ihn Fahida an, „kommt nur der Sterbliche wieder, der die Wahrheit liebt. — Du, Saled, bist nicht einer jener Verehrer, die ihr Liebstes wie ein Heiligthum bewahren. Nein, du gleichst denen, die ihre Geliebte wie eine Buhlerinn behandeln. — Du hast der Wahrheit durch deine Liebe nicht Verehrer, sondern Feinde geschaffen, und solchen Anhängern lohnt sie nie. Du thust, was Abu einst that. Abu hat dafür gebüßt. — Willst du, Saled, Abu's Freuden hienieden theilen, so handle von nun an so, wie er jetzt handelt."

Wie? fiel Saled betroffen ein, lebt Abu? Wandelt er noch unter den Sterblichen?

„Abu lebt. Des Pascha Allhadin Dolchstoß hat sein Leben nicht geendigt. Du ließest ihn in seinem Blute liegen, allein die Vorsicht scheint ihn zu deiner Rettung erhalten zu haben, und hat ihn endlich auf den Weg geleitet, wo die Wahrheit einzig und allein ihren Freunden Rosen streuet.“

Hier entfielen Saled einige Thränen. Wo ist Abu? sprach er gerührt. Hast du, Engel des Himmels, eine Gnade für deinen Knecht, so führe ihn hin zu seinem Freund, zu seinem Vater.

„Nicht ein Engel des Himmels, Abu selbst steht vor dir, um dich auf den blumigen Weg der Wahrheit zu geleiten.“ Bei diesen Worten riß sich Fahida die Hülle von seinem Gesicht, die seine wirklichen Züge Jedem unkenntlich machten.

„Bin ich im Himmel oder auf Erden? Abu! Mein Freund! Mein Vater!“

„Auf Erden bist du, Saled,“ fiel ihm Abu ein, und zog ihn mit sich. Sie durchwanderten das weite Gewölbe, und traten endlich in den Vorhof der Moschee. „Hier,“ fuhr Abu fort, „hast

du, Saled, den wahren Wegweiser für diesen irdischen Aufenthalt, den ich nach vielen Drangsalen fand."

Saled blickte auf, und er las folgende Worte des weisen Lockman über der Pforte der Moschee: „Die nackte Wahrheit gleicht dem Sonnenstrahle, sie blendet der schwachen Sterblichen Auge. Der Weise, der sich an ihr Licht gewöhnt, gleiche dem Monde, der den dunkeln Schleier der Nacht mit milden Strahlen kärglich beleuchtet."

Kara

oder

den edlen Willen lohnt nicht immer gute That.

Beinahe an die vierzig Jahre lebte der edle Hadia auf dem Zaim des Aga Rassed. Er war schon bei dessen Großvater als Iman angestellt, und seine Biederkeit, sein Gradsinn hatten ihm die Achtung seiner Gebieter stets erhalten. Aga Rassed verehrte ihn schon als Jüngling, und mit den Jahren gewann dieser eine Liebe gegen den nunmehr zum Greise gewordenen Hadia, die keine Gränzen kannte.

Mit Heiterkeit und Ruhe sahe der alte Hadia stets auf seine verlebten Jahre hin, und am

wenigsten kümmerte ihn die Stunde, die ihn von dieser Welt abrufen sollte, bis ihn einst das Schicksal mit der niederschlagenden Nachricht heimsuchte, daß sein einziger Sohn, der in der Ulema zu Konstantinopel angestellt war, plötzlich, in der Blüthe seiner Jahre, vom Tode hingerafft worden sey.

Ob dieser Nachricht hätte sich der Greis, der mit den ächten Grundsätzen der Weisen vertraut war, nach und nach beruhigt. Allein sein Sohn hatte einen Knaben hinterlassen, der nun in ihm seine einzige Stütze hatte. Sein Fortkommen lag dem alten Hadia sehr am Herzen, und der Gedanke, daß ihn das Schicksal vielleicht bald von dieser Welt rufen könnte, machte ihn um seinen Enkel besorgter, und verscheuchte gleichsam zusehends die ihm sonst eigene Heiterkeit und Laune.

Dem Aga konnte die veränderte Stimmung seines Imans nicht entgehen. Er mußte täglich um ihn seyn, ihm mit Rath und That stets beistehen, und der Aga konnte wohl bemerken, daß den Greis etwas kümmerte. Er wagte es an-

fangs nicht, sich dem edlen Hadia zum Vertrauten aufzudringen; endlich aber hielt er sich als Freund des Greises verpflichtet, ihm seine Hülfe anzubieten, wenn er derer benöthigt seyn sollte. Er äußerte daher seinem Iman eines Tages: „Ihr habt ein Bedürfniß, ein Anliegen, das merk' ich, das verräth mir Eure Stimmung. Kennen mag ich es nicht; indeß erwägt, Hadia, ob ich dem abzuhelfen vermag.“

Wenn dem alten Hadia ein Bedürfniß wäre, erwiederte der Greis herzlich gerührt von der Theilnahme Nasseds, so wollte er es mit Freuden von seinem Gebieter befriedigt sehen. Ich kenne meine Pflicht, Aga; ich weiß, daß ich Euch vielen Dank habe, und der wenige, den ich noch für mein kurzes Daseyn den Menschen opfern muß, soll daher auch nur Euch geweihet seyn. — Die Gränze Eurer Güte für mich kenne ich nicht, und mein Gebieter kann also ermessen, daß um meine Person mich keine Sorge drückt; Eure Güte aber für Menschen aufrufen, deren Heil nur mir am Herzen liegt, hieße sie mißbrauchen, hieße, Eurer Ueberzeugung vorgreifen. Wenn ich

Euch sagte, Aga, daß jener bald zum Jüngling heranwachsende Knabe, das einzige Andenken, das ich und mein Sohn hinterlassen, mir manche Stunde trübt; daß der Gedanke, wenn mich der Tod von seiner Seite rufen sollte, er ohne Kenntniß irgend eines Berufes, sich selbst überlassen bliebe, meinem Herzen eine Folter ist: was hätte ich da für Recht, meines Wohlthäters Großmuth aufzubieten? So lange ich lebe, soll den Knaben meine Sorgfalt schützen; Eure Milde aber für ihn auffodern, wenn ich nicht mehr seyn werde, von dem Vorsatze hält mich schon der Gedanke ab: der beste Stamm trägt oft schlechte Frucht. — Der wahre Edle darf nicht ohne Ueberzeugung seine Wohlthat verschwenden. Könnte ich Euch doch meinen Kara mit dem Bewußtseyn übergeben, daß er vollendet sey, wie ich es wünsche.

„Was nährt Ihr für sonderbare Gewissenszweifel, guter Hadia?“ sprach der Aga. „Warum bleibt Ihr nicht dem Grundsatze treu, den Ihr mir oft noch in meiner Jugend eingeprägt habt: den edlen Willen lohnet gute That?“

So muß der Knabe, der Jüngling belehrt werden, versetzte der Alte. Ihr Wirkungskreis ist eng und beschränkt, sie können daher auf Kosten ihrer Güte edel seyn. Nicht so der Mann. Will er in sich den edlen Trieb wohlzuthun erhalten, so handle er nur aus Ueberzeugung. Er erwäge, gegen wen er Wohlthaten übe, sonst läuft er Gefahr, mit dem Undanke der Menschen belohnt zu werden, und sein guter Wille erstirbt.

„Mir ist der Gedanke: dem edlen Willen lohnt gute That, ein goldner Wahlspruch, guter Hadia;“ entgegnete der Aga. „Ihr sollt mir ihn durch Eure Erfahrung nicht entreißen. — Für Kara werde ich Sorge tragen. — Noch lebt Ihr, Hadia; allein dereinst mag Kara Euer Andenken mir erhalten.“

Jener Weise sagte: des Edlen Vorurtheile beseelen Vernunftgebote. Ich schweige, und überlasse Euch Eurem guten Geiste; erwiederte der Iman.

Der Vorsatz stand beim Aga Nasseb fest, für den Enkel Hadia's dereinst väterliche Sorge zu tragen, und er hatte bald Gelegenheit ihn in

That übergehen zu lassen; denn wenige Zeit nachher verschied der edle Hadia, zum Bedauern seines Gebieters, der in ihm seinen Lehrer, seinen Freund und sein Orakel verehrte.

Der junge Kara fand sogleich eine liebreiche Aufnahme in dem Hause des Aga Nassed. Er gab ihn seinem einzigen Sohne Isa, der mit Kara ungefähr von gleichem Alter war, zur Gesellschaft. An Allem, was er für jenen aufbot, um ihn zum guten, wohlerzogenen Manne zu bilden, mußte Kara Theil nehmen. Alle Bedürfnisse und Zerstreuungen wurden diesem mit dem Sohne des Aga auf gleichem Fuße zugemessen, und Nassed gewährte es eine süße Beruhigung, wenn er den jungen Kara an der Seite seines geliebten Isa aufwachsen sah, begabt mit hoffnungsvollen Talenten und ausgerüstet mit jenen Kenntnissen, die ihnen eine gute Richtung zu geben vermochten.

Isa war eine gute, liebe Seele; indeß fehlte es ihm bei weitem an jener Gewandtheit und liebenswürdigen Verschlagenheit, die ein Erbtheil Kara's waren. Mit den Jahren nahm dieser an einnehmendem Wesen zu. Die Munterkeit seines

Geistes stach sehr gegen die Stille und Kälte ab, welche Isa gleichsam beherschte. Stets, wenn Isa noch überlegte, handelte Kara schon, und seine Gewandtheit zauberte Isa alle die Unmöglichkeiten her, die seine Besonnenheit ihm schuf. Kara erhielt daher eine solche Herrschaft über Isa, daß wer sie in ihren Zerstreuungen, ihren Uebungen sowohl, als in ihrem täglichen Umgange zu beobachten Gelegenheit hatte, glauben mußte, Kara wäre des Aga Erbe, und Isa sein Pflegebruder. Was Kara sagte, befolgte Isa, und wenn sie beide stritten, so trug Kara den Sieg davon, oder Isa gestand ihm selbigen von freien Stücken zu.

Kara's angenehmes und munteres Wesen erwarb ihm den Beifall des Aga sowohl als aller Hausgenossen. Man betrachtete ihn als die Seele aller häuslichen Zerstreuungen; und wenn Kara fehlte, war der ausgelassene Frohsinn im ganzen Hause eingeschlummert. Die Anhänglichkeit, die jeder gegen ihn hegte, der Wohlgefallen, mit dem man seine Witzeleien und seine naiven Unverschämtheiten ertrug, hatte aber mit den Jahren

nicht wenigen Einfluß auf den Charakter Kara's. Er gewann eine Vorliebe jener Art für sich, die man Eitelkeit zu nennen pflegt, und die als eine Folge des Beifalls derjenigen Vorzüge betrachtet werden muß, welche sich in unserm Aeußern verrathen.

Eine Vorliebe der Art kann uns zwar fade und widerlich in den Augen derjenigen machen, welche den Menschen nach seinen geistigen Fähigkeiten, seiner Gewandtheit im Denken und seiner Schärfe im Beobachten zu schätzen pflegen. Indeß Kara lebte in einem Kreise, wo man mehr die Menschen nach ihrer Außenseite schätzte; seine Eitelkeit verschaffte ihm daher eine Achtung, die seiner sich allgemein erworbenen Liebe einen edlen Anstrich gab, und ihn täglich mehr in seinem Hange, sich durch seine Außenseite beliebt zu machen, bestärkte, so daß man ihn in der ganzen Gegend endlich den liebenswürdigen Kara nannte.

Indeß Kara sich durch seine Person in allen Zirkeln geltend machte, blieb Isa in der Rücksicht seinem angebohrnen Temperamente treu. Er nährte nie den Gedanken irgend zu gefallen. Er war zu-

frieden mit sich. Am liebsten verlebte er seine Tage auf eine einförmige Weise, so daß er sich nie um den Beifall Anderer kümmerte, und selbst mit Gleichgültigkeit Kara neben sich gehuldigt hörte.

Hier hatte die Natur mit weiserer Milde, als es oft der Fall zu seyn pflegt, ihre Gaben vertheilt. Kara mußte sich geltend machen, weil sein persönlicher Werth sein ganzer Reichthum war; Isa bedurfte dessen nicht, weil er der Erbe des reichen Aga Rassed war.

Man kann sich leicht denken, daß Rassed mit Wohlgefallen seinen Pflegesohn geehrt und geliebt sah. Er fand in ihm gleichsam die Sorgfalt geschätzt, die seine Milde ihm zu Theil werden ließ, und seine Liebe für Kara artete beinahe in eine Art von Begeisterung aus. Sie beseelte ihn mit den Gedanken, der Schöpfer eines Glücklichen zu seyn, und in Kara wollte er dieses Anblickes theilhaftig werden.

Indeß war Isa nun zu jenem Alter herangereift, welches den Aga Rasséd verpflichtete, für seine Bestimmung als Mann zu sorgen. Er wählte

für ihn daher eine Gattinn, die ihm nach Sitte und Brauch der Väter zugeführt ward.

Bei diesem Geschäft, wo in Nassed die Sorge fürs künftige Heil seines Sohnes eine mächtige Rolle spielte, vergaß er keinesweges seinen Kara; vielmehr belebte es ihn zu dem Schritte, der schon lange in seiner Seele keimte, durch Kara's Verbindung mit seiner Tochter endlich die Schöpfung, der seinem Pflegesohne zugedachten glücklichen Bestimmung, zu vollenden.

So sehr Kara's Hang zur Eitelkeit und seine Gefallsucht die Besorgniß hätte erregen müssen, daß er, seiner sich in ihm entwickelnden Neigung zum andern Geschlecht, nie einer Beständigkeit unterwerfen durfte, gewann doch Sitta — so hieß die Tochter Nasseds — so viel über ihn, daß er in ihrer Person den unerschöpflichen Quell weiblicher Reize ahnte. Bedenkt man aber, daß Kara noch sehr jung war, daß der Hang zum andern Geschlecht sich kaum in ihm zu regen begann, als Nassed ihm mit seiner Tochter entgegen kam, in deren Armen er nun alle jene Freuden der Liebe genoß, die er vielleicht in andern Verhältnissen bei dem größ-

ten Aufwande von Scharfsinn hätte entbehren müssen; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Neigung Kara's zu Sitta in solcher Gestalt erschien. Denn der plötzlich aufbrechende Keim der Liebe läßt den jugendlichen Menschen nicht zur Besinnung kommen, wenn der Genuß dem Bewußtseyn desselben voreilt.

Kara's Neigung zu gefallen hielt daher einen gewissen Stillstand, sie schien gleichsam ihr Ziel erreicht zu haben. Gemeinhin pflegt die Eitelkeit des Mannes, mit der Entwickelung der Neigung zum andern Geschlecht, einen Strebpunkt anzunehmen, der bloß dahinaus geht, den Weibern zu gefallen. Bei Kara war dies nicht der Fall. Er legte nach wie vor einen Werth auf sein Aeußeres, weil es bei ihm Hang war.

Aus diesem Gesichtspunkte pflegt aber das zum Gefallen geschaffene Weib diesen Hang des Mannes nicht zu betrachten. Sie zieht aus seinem äußern Benehmen sich einen Maßstab für seinen Hang die Weiber zu fesseln. Schon längst war daher Kara bei den mehresten Schönen in

dem Verdacht, daß er jene Sorgfalt auf sein Aeu=ßeres verwende, um ihnen zu gefallen. Keine traute seiner Beständigkeit.

Wenn daher die Weiber in der gesellschaftli=chen Badestunde sich vertraulich über das Beneh=men ihrer Gatten unterhielten, und die Eine, von einer Nebenbuhlerinn gekränkt, ihren Unwil=len über dieselbe laut werden ließ, die Andere wieder die Schritte ihres Gatten mit Bitterkeit zu mustern Gelegenheit nahm, saß Sitta zufrie=den und wohlgestimmt in ihrer Mitte. Von der zeitigen Anhänglichkeit ihres Gatten überzeugt, stieg in ihr nicht der Gedanke an einen Unbe=stand von seiner Seite auf.

Die milde Ruhe, welche dieses Bewußtseyn über ihr ganzes Wesen verbreitete, zog oft die Aufmerksamkeit mancher ihrer älteren Gespielin=nen auf sich, und veranlaßte diese zu manchen spöttelnden Aeußerungen.

„Es scheint wohl, Sitta," sprach die Eine, „daß dein Gatte dir keine Veranlassung zur Kla=ge giebt."

Die Stille des Weibes, rief eine Andere im pathetischen Tone, ist der ächte Ausdruck ehelicher Zufriedenheit.

„Laßt sie nur älter werden,“ fiel eine bejahrte Brünette ein, „sie wird Erfahrungen machen.“

Die könnte sie vielleicht schon jetzt machen, wenn sie aufmerksam wäre, fügte eine von den Empfindsamen hinzu.

„Und mir würde die Sorgfalt meines Mannes auf sein Aeußeres schon den Verdacht erregen“ — rief eine Blondine.

O, in der Rücksicht war mir Kara immer verdächtig! fiel eine junge, lebhafte, schwarzäugige Brünette ein.

Sitta hörte diese Aeußerungen oft mit einer gewissen Ruhe und Selbstgenügsamkeit an. Indeß in der Länge machten sie den Eindruck auf ihre Denkart, daß sie Kara aufmerksamer betrachtete, und da fand sie denn, daß er wirklich eine solche Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendete, die ihr um seine Beständigkeit nicht wenigen Argwohn erregte; doch wagte sie es nicht, hierüber

irgend eine Bedenklichkeit gegen ihren Kara zu äußern. Allein in ihrem Innern regte sich eine gewisse Unruhe, der sie entgegen zu kommen auf verschiedene Weise sann.

Außer den gesellschaftlichen Unterhaltungen im Bade, verlebte Sitta ihre mehresten Stunden in traulicher Eintracht mit Molla, der Gattinn Isa's. Ihr eröffnete sie die innigsten Regungen ihres Herzens, und man kann sich leicht denken, daß je reger in ihr der Argwohn gegen Kara ward, desto inniger sie in ihrer Freundinn das an ihrer Besorgniß theilnehmende Wesen suchte.

Sie brachte ihre Freundinn Molla einigemal durch Aeußerungen über die Anmerkungen, welche sie in der Badegesellschaft in Betreff des Charakters der Männer hörte, dahin, sich über diesen Gegenstand mit ihr in ein Gespräch einzulassen, und nur in der Absicht um zu horchen: ob Molla mit ihr zu gleicher Besorgniß um den Gatten geneigt sey; und allmählig gewannen sie gegenseitig ein solches Vertrauen gegen einander in Rücksicht dieses Gegenstandes, daß Molla un-

befangen ihre Gesinnungen darüber Sitta zu äußern keinen Anstand nahm.

„Traue nur ganz, liebe Sitta, dem, was die Erfahrung unser Geschlecht lehrt,“ sagte Molla. „Die Unbeständigkeit gehört zum Charakter der Männer. Sie besitzen nur die Macht und die Gewandtheit, sie mit einer solchen Festigkeit zu üben, daß unsere Gegenwart selbst sie nicht verlegen darüber macht. Meinen Isa kenne ich als einen Mann, der ein Phlegma besitzt, das ihn nicht veranlaßt, die Freuden dieses Lebens auf weiten Umwegen zu suchen. Indeß ich traue ihm doch nicht ganz. Würde ihm auf ebenem Wege die Hand zur Untreue gegen mich geboten, er dürfte die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen. Und deinen Kara —“

Das ist nur eine leere Bedenklichkeit, fiel Sitta ein. Ich weiß, daß auch die Männer von uns so denken, und ich wollte doch eine Ausnahme von ihrer Regel machen. Was ich für mich verlange, fodere ich auch für meinen Kara, einen Beweis —

„Ha, ha, ha, meine gute Sitta!“ lachte Molla laut auf, „dein Kara übersteigt Mauern und Hügel, wenn er etwas für sein Herz wittert. Das verräth sein Temperament.“

Das ist nur gesagt; rief Sitta mit einigem Nachdruck.

„Was gilt die Wette, so überzeug' ich dich?“ sprach Molla.

Ueberzeugen — erwiederte Sitta.

„Nur das bitt' ich,“ fügte Molla in ernstem Tone hinzu, „daß du dich, wie alle weisen Weiber, auf Alles gefaßt machst. Denn einen Theil deiner Ruhe dir zu entreißen, das wollt' ich um keinen Preis.“

Du hast sehr Recht! Ich will daher beim Glauben stehen bleiben, entgegnete Sitta.

„Der Glaube genügt dir also?“ fragte Molla ironisch. — „Ueber diese Feigheit! Gleichst du nicht, Molla, den Kindern, die an Gespenster glauben, sie aber nicht sehen wollen? Das soll mir doch recht oft Stoff zum Spotten geben. — Oder fürchtest du vielleicht gar, Sitta, deinem Kara Anlaß zur Untreue zu geben?“

Das zwar nicht, sprach Sitta; aber —

„Es ist so!“ — fiel Molla entscheidend ein. „Indeß zum Trost will ich dir nur sagen, daß ich einen Einfall habe, der dich überzeugen soll, und wobei du nicht die mindeste Gefahr laufen darfst, deinen Kara zu verlieren.“

Du willst meiner spotten, wie ich merke, sagte Sitta.

„Nicht so! Belehren will ich dich;“ sprach Molla. „Höre mich. — Ich muß dir gestehen, liebe Sitta, daß dein Kara in meinen Augen ein liebenswürdiger Mann ist. Ich sehe ihm oft unter meinem Mamera mit Wohlgefallen nach; sein Blick verräth mir, daß auch meine Reize ihm nicht unbekannt seyen; indeß ich kenne die Gränzen meiner Pflicht. Und Kara? — Du sollst ihn prüfen und dich überzeugen, ob ihn auch mein Wink dir entreißen könnte, ohne daß weder er, noch ich, einen Fuß breit uns von unsrer Pflicht entfernen. Gieb mir dein Wort, Alles zu thun, was ich dir sagen werde, und ich beginne mein Werk.“

Anfänglich äußerte Sitta zwar Bedenklichkeiten gegen einen solchen Vertrag; die den Weibern eigne Neugier beherrschte sie indeß zu sehr, als daß sie nicht, nachdem ihr Molla nochmals betheuerte, nichts zu unternehmen, was irgend ihre Sittlichkeit beleidigen könnte, mit ihr in Einverständniß hätte treten sollen.

In der Gegenwart Sitta's fertigte Molla einen Salem an, der die zärtlichsten Gesinnungen ausdrückte, und den Molla in ihrem Namen Kara wollte zukommen lassen. Sie dachte eben, wie sie ihm denselben auf die schicklichste Weise in die Hände spielen könnte, als sie ihn vor ihrem Fenster in nicht sehr weiter Entfernung vorbeiwandeln sah. Sie entschloß sich sogleich einen nachdrücklichen Schritt zu wagen. Sitta mußte verschleiert ans Fenster treten, ihm winken und ihm den Salem zuwerfen.

Kara sah den Salem aus dem Gemache Molla's ihm entgegen fliegen. Er glaubte Molla selbst am Fenster zu sehen. Befremden und Staunen drückten sich ganz auf seinem Gesicht aus; denn noch hatte er nicht in seiner Erfahrung solche

Fortschritte gemacht, um es als etwas Gewöhnliches zu betrachten, wenn ein Weib gegen einen Andern als ihren Gatten so zuvorkommend mit ihren Gunstbezeugungen ist, als Molla ihm erschien. Noch größere Verwunderung erregte ihm aber der Gedanke, wie Molla es wagen konnte, gegen ihn, ihren Schwager, ihre schwache Seite blos zu geben.

Mit diesem Gedanken schlenderte er seines Weges fort. Im ersten Augenblicke verdroß ihn das Benehmen Molla's sehr, und er hielt sich schon verpflichtet, diesen Vorfall Isa zu entdecken, um jeder Abweichung seiner Gattinn von ihrer Pflicht zuvorzukommen. Allein eine zärtliche Besorgniß um Molla's Ruhe, die sich in ihm regte, brachte ihn endlich auf den Gedanken, ihr selbst einen Wink der Zurechtweisung zu geben.

So lebhaft dieser Vorsatz ihn einige Augenblicke beseelte, fand doch seine Eigenliebe endlich Raum genug sich hervorzudrängen, und ihm zuzuflüstern: wie konntest du auch, sonderbarer Kara, es einem Weibe verdenken, für deine Person eine gewisse Neigung zu finden? Bist du nicht der

allgemein beliebte Kara? Gewinnt dein Aeußeres nicht jedes Männerauge? Liebt dich nicht die schöne Sitta so innig? Und Molla sollte gefühllos gegen dich bleiben? Denkst du dir die Möglichkeit?

Dieser Ideengang wirkte so auf Kara, daß er endlich überwunden ausrief: „Ja, Molla hat Recht, daß sie mich liebt. Ich verzeih' es ihr.“ Mit diesem Gedanken entwickelte sich ferner in ihm jenes theilnehmende Gefühl gegen sie, dessen er sich nicht entäußern konnte. Es erfüllte seine Einbildungskraft mit den Reizen Molla's; er sahe verstohlen auf den Salem. Der Ausdruck ihrer zärtlichen Gesinnungen gegen ihn stand lebhaft vor ihm, und verscheuchte ganz den Vorsatz, Molla ihre Liebe zu verweisen; standhaft wollte er jedoch jede Gelegenheit vermeiden, wodurch er die Veranlassung zu einem ihrer Fehltritte werden könnte.

Allein seine Neigung berückte seinen Willen. Unwillkührlich nahm er seinen Rückweg dem Fenster Molla's vorbei, unwillkührlich blickte er hin. Er sah wieder eine verschleierte weibliche Gestalt an demselben. Er nahm sie für Molla, seine

Phan-

Phantasie schuf ihm in ihr das reizendste Bild. Er stand still, und siehe da! ein Salem flog ihm neuerdings entgegen. Er gewann wieder einige Besinnung, nahm ihn auf, und las in ihm den Wink: daß der Liebe Freuden der dunkle Schleier der Nacht verherrliche.

Er ging. Trunken war seine Einbildungskraft von dem Bilde Molla's, noch trunkener ward er durch den Wink, den ihm der Salem verlieh. Der sehnsuchtsvolle Blick Molla's, die Dunkelheit der Nacht, waren die Bilder, die ihm vorschwebten, und hin war sein Vorsatz, jede Verbindung mit Molla zu vermeiden, als der Abend herangekommen war. Das falbe Licht des Mondes lächelte ihm entgegen, es schien ihm gleichsam zu winken: Dein wartet Molla, sie schmachtet nach dir! Und hin flog er in die Gegend ihres Gemachs. Offen stand eins seiner Fenster, mit unverwandtem Blicke blieb er in mäßiger Ferne bald ihm gegen über stehen, und harrte sie darin zu erblicken, bald irrte sein Auge besorglich in der Gegend umher, um zu sehen, ob ihn keiner überrasche. Endlich wagte er sich dem Fenster immer

näher, und wie staunte er, als aus demselben ihm eine Strickleiter herabgelassen ward.

Nur allzusehr verstand Kara diesen Wink. Er eilte, sie zu ersteigen, und ehe er es sich versah, war er in Molla's Gemach. Eine weibliche Gestalt eilte auf ihn zu: „Molla! meine Molla!“ rief Kara entzückt. St! rief sie ihm entgegen, und gab ihm ein Zeichen, nicht so laut zu seyn, weil sie belauscht werden könnten. — Betrogener Kara! Du wähntest der Umarmungen Molla's theilhaftig zu werden, allein du schwelgtest in dem Genuß deiner Gattinn, die Molla auf ihr Gemach hinbegleiten und ihr dort eine herzliche Umarmung von dir, ihrem Gatten, werden ließ.

Kaum eine Stunde genoß Kara die herzlichsten Freuden der Liebe, so flüsterte ihm Sitta zu, sich zu entfernen. Er wollte sie nicht verlassen; sie riß sich aus seinen Armen, und winkte ihm nachdrücklich, die Leiter zu besteigen. Er faßte jetzt nochmals ihre Hand, bedeckte sie mit seinen Küssen, und seufzte, sie schon verlassen zu müssen. „Morgen und jeden Abend um diese Zeit können wir uns wiedersehen;“ raunte ihm

Sitta ins Ohr. Diese hoffnungsvolle Aeußerung beruhigte Kara. Er eilte zur Leiter und verließ Molla's Gemach.

Indeß begab Sitta sich wieder nach ihrer Wohnung. So sehr sie nun von der sträflichen Denkart ihres Gatten überzeugt ward, hatte doch in ihr kein Groll gegen ihn festen Fuß gefaßt, indem sie diesmal ihre eheliche Glückseligkeit nicht beeinträchtigte. Solch eine weite Kluft ist zwischen Gedanke und That! Aber eine andere Haltung veranlaßte die von ihr gemachte Erfahrung in ihrem Benehmen gegen den Gatten. Sie fühlte sich jetzt stärker und mächtiger gegen Kara. Es kostete ihr nur einen Wink, eine Aeußerung, so vermochte sie ihm sein Vergehen fühlbar zu machen, welches ihn, wenn anders sein edler Sinn nicht ganz in ihm dahin geschwunden, gleichsam vernichten mußte. Indeß so wollte sie ihn nicht strafen.

Unterdrücken konnte sie aber doch nicht die dem erfahrnen Weibe eigene Anlage zur Neckerei, und so verwandelten sich ihre sonst frohstimmigen und sanften Aeußerungen, in schalkhafte und ste

chende Wortspiele, von denen sie nun öfters gegen Kara Gebrauch machte.

Beinahe jeden Abend empfing sie ihren Gatten in dem Gemache Molla's, und jeden Abend verließ Kara dasselbe, in der Ueberzeugung: daß Molla ihm mit ihren Reizen entgegen gekommen sey. Man kann leicht denken, daß die Art von Täuschung, mit der Sitta ihren Kara berauscht sah, sie zu manchem höhnenden Spotte veranlaßte, der oft Kara in nicht wenige Verlegenheit setzte.

Sitta nahm jetzt öfter Gelegenheit in ihrem Gespräche mit Kara sich über die Männer zu äußern; wo dann der Lieblingseingang zu ihrem Thema folgende Aeußerung zu seyn pflegte: „Warlich, lieber Kara, ich kann mich gar nicht genug wundern, woher der Charakter der Männer bei unserm Geschlechte so sehr verrufen ist. Welche Ueberzeugung können die Weiber in dieser Rücksicht erlangen? Zum wenigsten du, lieber Kara, hast mir noch nicht Veranlassung gegeben —“

Ich? fiel Kara mit einer gewissen ängstlichen Betroffenheit ein.

„Du bist so verlegen!“ erwiederte Sitta mit schlauem Blick. „Du scheinst sagen zu wollen, wer weiß, wohin es noch kommen wird —“

Beruhige dich, Sitta! rief Kara. — Ueberhaupt, fuhr er mit gefaßtem Tone fort, giebt der Gatte dem Weibe selten Gelegenheit, sich von der Unbeständigkeit des Mannes zu überzeugen. Jene Weiber, welche dir mit solcher Erfahrung von den Männern sprechen, haben sie nur ihrer Unbeständigkeit zu verdanken. Sie machen es, wie die Spieler, die den neben ihnen Sitzenden an dem Wechsel ihres Glückes Schuld geben. Begnügt euch mit euern Gatten, so werdet ihr nie die Unbeständigkeit der Männer in Anspruch zu nehmen Gelegenheit haben. Das erwiedere, Sitta, den Verläumderinnen meines Geschlechts.

„Wenn das Weib aber die Erfahrung an dem Gatten selbst macht?“ fragte Sitta mit Nachdruck.

Das ist Unmöglichkeit, zum wenigsten Seltenheit, erwiederte Kara.

„Die seltenste Erfahrung ist um nichts weniger gewiß;“ sagte Sitta.

Wohlan! Traue du mir nur so lange, liebe Sitta, bis du dich von meiner Unbeständigkeit überzeugt hast, sprach Kara.

„Das will ich,“ entgegnete Sitta. „Ich wünsche nur, daß es nicht so bald geschehen möge.“

Sitta! Sitta! das sagst du mit solchem schlauen Blick! rief Kara.

„Allzufein sind die Schlingen, die euch die Weiber legen,“ fuhr Sitta fort, „und ich fürchte dich unversehens in einer derselben verwickelt zu finden.“

Das haben dir deine Gespielinnen aufgeschwatzt,“ erwiederte Kara.

„Ich gestehe,“ fügte Sitta mit ernstlicher Miene hinzu, „daß ich dich schon darin sah!“

Ein Phantom! rief Kara.

„Ich beschwöre dich, Kara, beim Alla und seinem Propheten!“ begann Sitta, „deine Würde in meinen Augen nicht aufs Spiel zu setzen. Ich kenne nicht die Folgen einer verbotenen Liebe, aber ich ahne sie. Schon der Gedanke an sie, straft bei jedem zurückkehrenden Bewußtseyn

unser Gewissen. Kara! Noch bin ich von deiner Liebe überzeugt, aber ich ahne —“

Du verlierst dich in Schwärmereien, rief Kara, die mir zuwider sind.

Mit diesen Worten verließ er ihr Gemach. Das strafende Wort der Gattinn ist dem Manne peinlicher, als ihr Spott. Als Sitta von der Neckerei zum ernstlichen Gefühle überging, fühlte sich Kara so getroffen, daß er aus Furcht, durch Verlegenheit sich blos zu geben, im Entfernen sein Heil suchte.

Ihre ermahnenden Erinnerungen besserten ihn nicht; sie kränkten ihn. Er betrachtete sie als zur Unzeit angebrachte Gemeinplätze, welche da, wo man sich seiner Neigung und seiner Laune zu überlassen gewohnt ist, Ekel erregen. Mit heißem Sehnen lebte Kara schon dem Abend entgegen, wo er in den Armen seiner Molla sich für die langweiligen Erinnerungen seiner Gattinn zu entschädigen hoffte.

Die nachdenkende Stimmung, worin Kara seine Gattinn ließ, hatte sie zu mancher Betrachtung veranlaßt. Sie sah in Kara nicht mehr den

treuen, an seiner Gattinn hangenden Mann; sie fand, daß alle ihre Aeußerungen, ihr schärfster Spott, und selbst ihr Ernst ihn ihr nicht zurückführten, ihn nicht zum Geständniß, zur Reue gegen sie brachte. Seine Heuchlermiene, seine Verstellungskunst schien ihr zu solcher Vollkommenheit gediehen zu seyn, daß sie seine Beständigkeit für ihre Person verloren gab.

Endlich stieg in ihr der Gedanke auf, daß sie selbst dazu die mehreste Veranlassung gegeben hätte. Sie klagte sich als das Werkzeug an, das seiner Phantasie den größten Sporn gab, ihr Bild aus derselben zu verdrängen. Die Täuschung, die sie ihm schuf, betrachtete sie als zu weit und zu anhaltend verfolgt, und sie fand sich selbst in dieser Rücksicht sträflich, indem sie dachte, daß er vielleicht in seiner Verstellungskunst nicht solche Fortschritte gemacht haben würde, wenn sie ihm nicht die Gelegenheit, sie oft zu üben, selbst dargeboten hätte.

Diese sie durchkreuzenden Vorwürfe veranlaßten bei ihr den Vorsatz, die Täuschung, mit welcher sie Kara verfolgte, abzubrechen. Sie hätte schon den nächsten Abend sich nicht in der bekannten Ab-

sicht nach Molla's Gemach begeben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, durch ihr Ausbleiben ihre Freundinn in einige Verlegenheit zu setzen. Allein fest stand der Gedanke vor ihrer Seele, ihre Freundinn auf ihren Entschluß vorzubereiten.

Hättest du, gute Sitta, ahnen können, welches Schicksal du dir bereitetest, gewiß du würdest dich nicht mit so schnellem Schritt zum Gemach deiner Freundinn begeben haben. — Kaum vernahm Molla die Bedenklichkeiten ihrer Freundinn, mit denen sie ihr entgegenkam, so fand sie selbige freilich etwas zu weit hergeholt; jedoch sie konnte es ihr nicht verdenken, endlich ihrem Gatten eine Täuschung zu lösen, wobei ihre Erfahrung keine größere Fortschritte zu machen hatte.

Indeß wünschte doch die schalkhafte Molla, diese Scene auf eine belustigende Weise zu enden, und sie wollte daher ihre Freundinn bereden, bei ihrer heutigen letzten Zusammenkunft mit Kara ihr durch ein Zeichen einen Wink zu geben, damit sie Kara bei seiner Gattinn überraschen, und demselben endlich die gegen diese vorgehaltene Larve der Scheinheiligkeit abreißen könnte.

Allein Sitta verwies ihr dies Vorhaben. „Nur ich allein," sprach sie mit Nachdruck, „besitze das Recht, meinen Gatten seiner Vergehen zu zeihen. Was er an Werth bei mir verloren, darf er nur durch mich erfahren. Sein Ruf soll von keinem Fremden entweihet werden. Halte dich daher bereit, Molla, wenn Kara gegenwärtig seyn wird, durch *ein Geräusch uns aufzuschrecken*. Ich werde Furcht verrathen überrascht zu seyn, werde mit ihm daher aus deinem Gemache fliehen und mit ihm zu den Meinigen eilen, um ihn dort von seinem Irrthume zu überzeugen."

Molla versagte ihrer Freundinn in dieser Angelegenheit nicht jenen letzten Dienst. Kaum hatte sie sich zurückgezogen, so erstieg Kara wie gewöhnlich die angelegte Strickleiter, und warf sich in die Arme — seiner Gattinn.

Mit dem größten Befremden sah dies Schauspiel von ferne Isa, Molla's Gatte. Einer seiner Sklaven hatte das Ersteigen des Fenster Molla's schon einigemal bemerkt, und hielt sich verpflichtet, seinem Gebieter, nachdem er sich fest von dem, was er gesehen, überzeugt hatte, hier-

über einige Auskunft zu geben. — Isa schätzte seine Gattinn zu sehr, als daß er einer bloßen Aussage des Sklaven traute. Er wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, und der Sklave begleitete ihn dahin, wo er den besten Standpunkt hatte, mehr zu sehen, als er erwartete.

Molla ihrer Seits hatte bei einer Angelegenheit, aus welcher für ihre Person kein ernstlicher Nachtheil entspringen konnte, nicht die Vorsicht verwendet, welche der weibliche Scharfsinn in solchen Fällen zu erfinden pflegt. Sie dachte, daß, wenn diese ganze Sache ruchtbar würde, ihre Unschuld nicht verletzt, ihrem Gatten aber Beispiel und Lehre gegeben werden dürfte.

Isa hingegen war wieder des Glaubens, daß das Schicksal ihn vorsätzlich hinter eine geheime Verbindung seiner Gattinn bringe. So kaltblütig übrigens Isa war, gerieth er doch bei einem Unrecht, das ihm oder einem Andern widerfahren mochte, in einen Jähzorn, der in seinen Aeußerungen keine Gränzen kannte.

Das Herumschleichen eines fremden Mannes vor dem Fenster seiner Gattinn, beunruhigte ihn

schon sehr; als er aber bemerkte, daß er eine ihm zugeworfene Strickleiter mit einer Gewandtheit bestieg, welche nicht beim ersten Versuch der Art sich zu zeigen pflegt, und vor seinen Augen sich ins Gemach seiner Gattinn verlor, da war er außer sich. Er gerieth in einen Zorn, dessen Aeußerungen nichts aufhielt. Gleichsam ohne Bewußtseyn eilte er zum Gemache seiner Gattinn. Er kündigte seine Ankunft mit einem Geräusch an, das Sitta für jenes mit Molla verabredete hielt. Sie gab Kara sogleich ein Zeichen, daß sie sich überrascht halte und er ihr sogleich folgen solle. Kara gehorchte.

Sie waren eben beide im Begriff zur Thüre des Gemachs herauszuschlüpfen, als Isa auf sie stieß. Er bemerkte die Flüchtlinge. „Ehrvergessene! Treulose!“ rief er mit aufgebrachter, kreischender Stimme, „nicht über diese Schwelle sollt ihr meine Schande tragen.“ — Bei diesen Worten zog er seinen Kandiar und eilte damit auf Sitta zu. Kara, der den blinkenden Dolch auf Sitta gerichtet sah, wollte dem tödtlichen Stoße vorbeugen; er zog daher ebenfalls seinen Kandiar,

um Isa damit drohend zurückzuhalten. Allein Isa gewahrte ihn nicht. Seine Wuth blendete ihn. Er durchbohrte Sitta, die sogleich zu Boden sank, wobei er aber unwillkürlich in den von Kara gegen ihn gerichteten Kandiar rannte, daß er eine starke Verwundung fühlte.

Entrüstet wollte Isa nun mit seinem noch rauchenden Kandiar auf den ihm unbekannten Gegner zugehen, indeß Kara, aus Furcht ihn tödtlicher zu verwunden, mit schnellem Schritte davoneilte und das Freie suchte. Ihn verfolgte der aufgebrachte Isa; allein seine Verwundung raubte ihm so viel Blut, daß er ermattet zurückbleiben, und sich ohnmächtig an einen Baum hinlagern mußte.

Ein dumpfes, ängstliches Geräusch hatte Molla vernommen, und sie eilte eben aus einem Nebengemache mit einer brennenden Kerze herbei, als Kara davoneilte und Isa ihm mit gezücktem Kandiar folgte. Man denke sich nun ihren Schreck, als sie zugleich Sitta in ihrem Blute hingestreckt liegen sah. Der schauderhafte Anblick entriß ihr ein Jammergeschrei. Eine Menge

Sklaven eilte sogleich herbei. Sie erkannten alle bald Sitta, und vereinigten ihre Thränen mit denen, die ihr Molla weihte.

Indeß behielt Molla doch so viel Gegenwart des Geistes, sich ungefähr die Umstände zu erklären, die dieses Unheil anstifteten. Sie hatte deutlich Kara fliehen und Isa ihm wüthend nacheilen sehen. Sie fürchtete schrecklichere Folgen. „Auf!“ rief sie den Sklaven zu, „eilet eurem Gebieter nach, beugt größerem Unheile vor. Er verfolgt Kara mit gezücktem Kandiar. Auf! bezähmet seine Wuth, die ein unglückseliger Irrthum schuf.“ Einige Sklaven zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten um ihrem Gebieter auf die Spur zu kommen.

Schnell verbreitete sich das Gerücht bis zum Aga Rassed, der schon in tiefen Schlummer versenkt war. Er erhob sich von seinem Lager und begab sich sogleich nach Molla's Gemach. In dem entseelten Leichname, dessen er dort ansichtig ward, erkannte er nicht sogleich seine geliebte Sitta. Der Anblick eines Mordes beraubte ihn seines Bewußtseyns. Er stand betroffen da, mit stierem

Blick irrte er umher. Er sah bald auf Molla, bald auf die Sklaven mit argwöhnischer Miene. Endlich rief er: „Wo ist mein Sohn Isa? Was ist hier vorgefallen?“

Ich fürchte Alles von Isa, mein Vater! rief die bekümmerte Molla. Er verfolgt mit Wuth und Verzweiflung Kara.

„Ist dies Kara's That etwa?“ fragte der Aga betroffen.

Nein, Kara ist unschuldig, sprach Molla. Isa selbst stieß den Kandiar in den Busen seiner Schwester —

„Wie? Meine Tochter Sitta ist dies? — Unmöglich! — Und Isa, mein Sohn, der Mörder?“ fiel der Aga ein.

Auch Isa ist unschuldig. Ein unglückseliger Irrthum mußte Isa zu einer solchen That verleiten.

Tief in Schmerz versenkt stand der Aga beim Leichname seiner Tochter, indeß ihm Molla den ganzen Verlauf erzählte. Sie hatte kaum geendet, als Isa, der sich wieder von seiner Verblutung etwas erholt, von einigen Sklaven her-

beigeführt ward. Mit Schaudern sah er auf seine That. Allein wie erschrak er, als er in dem Leichname Sitta erkannte, und Molla auf sich zueilen sah. „Himmel!“ rief er. „Was ist geschehen? Welches Unheil richtete der Irrthum an! War es Sitta, in deren Armen ich den Verführer fand?“

Keinen Verführer fandest du in Sitta's Armen, sprach Molla, tief gerührt. Sie war so keusch, wie es deine Molla ist. Ihr Gatte selbst, Kara war es, der —

„Kara?“ fiel Isa ein. „Himmel! Ihn verfolgte also meine Wuth!“

Fühlte etwa auch der deinen Zorn? fragte Molla in ängstlichem Tone.

„O mein Freund! mein Gefährte!“ rief Isa mit verzweifelndem Gefühl. „Wo bist du? Eilt, Sklaven, sucht ihn auf, führt ihn her. Alla! Wozu hat mich die Wuth verleitet!

Obgleich Furcht und Entsetzen sich Kara's bemeisterten, als er sich von Isa überrascht sah, so hatte er doch Gegenwart des Geistes und Fassung genug gesammelt, nachdem er sich nicht mehr

von

von Isa verfolgt fand, zu erwägen: daß, da ihn die Dunkelheit vor Isa verborgen und von dem ganzen Vorfall noch keine Kunde verbreitet war, er von seiner Person jeden Verdacht von Theilnahme und Schuld an diesem schrecklichen Vorfall entfernen werde, wenn er sich ohne Geräusch sogleich nach seiner Wohnung und zu seiner Gattinn, mit ruhiger und unbefangener Stimmung, begäbe.

Er machte sich daher sogleich dahin auf. Wie staunte er, als er in das Gemach seiner Gattinn trat, und sie nicht in demselben fand. „Wär' es möglich, daß auch sie mich hintergangen hätte?“ dachte er.

Indeß war es nicht so sehr die Treulosigkeit seiner Gattinn, welche Kara beunruhigte, als vielmehr der Gedanke, daß ihre Abwesenheit Veranlassung geben könnte, ihm einigen Verdacht in Rücksicht des Vorfalls mit Isa zu erregen. Plötzlich waffnete er sich daher mit dem Entschluß zu fliehen. Er winkte einem seiner Sklaven und ließ sich ein Roß herbeiführen. Eben war er im Begriff

es zu besteigen, als ihm ein Sklave des Aga in den Weg trat. „Wohin eilt Ihr, Kara?“ sprach der Sklave. „Suchet Ihr etwa Eure Gattinn? Wißt Ihr nicht, daß sie im Gemache Molla's ermordet liegt?“

Meine Gattinn? Sitta? rief Kara. Himmel! Ist das möglich!

„Sie fiel durch Isa's Hand,“ fügte der Sklave hinzu.

Durch Isa's Hand?

Der Sklave fuhr nun fort zu erzählen und Kara vernahm aus seinem Munde Alles das, was Molla dem Aga in seiner Gegenwart erzählte. Man denke sich Kara's Befremden und Schmerz. Der Gedanke, daß seine Unbeständigkeit gegen Sitta ihr den Tod gebracht habe, regte in ihm sein Gewissen auf. Er fühlte sich nicht stark genug, in den Kreis von Menschen wieder hineinzutreten, wo jeder Blick ihm ein Vorwurf seyn mußte. Er klagte sich selbst für einen Verführer Molla's, für den Mörder Sitta's und

für einen Undankbaren an, der den Frieden sei-
ner Wohlthäter gestört habe.

„Geh'!“ rief er dem Sklaven zu, „sag' dei-
nem Gebieter, hier gäbe es für Kara's Gewissen
keine Ruhestätte mehr.“ Mit diesen Worten be-
stieg er sein Roß, und sprengte davon. Nie er-
fuhr man wieder etwas von ihm.

Der Sklave kam nun zurück, und brachte
Isa die Nachricht von Kara's Flucht.

„Wie?“ rief Isa verzweifelnd, „der Un-
dankbare, der an allem Unheil Schuld ist, dem
ich Vergebung für die mir zugedachte Schande
versprach, verläßt mich in dem Augenblicke, wo
ich an seiner Seite allein mich über meine schreck-
liche That getröstet hätte? — O mein Vater!
Welche Schlange nährten wir an unserm Busen!“

Mein Sohn, vergieb Kara, fiel der Aga ein.
Durch sein Gewissen wird er genug gestraft, nir-
gends wird es ihn ruhen lassen. Kommt, meine
Kinder, lasset uns Sitta zur Ruhe bestatten, und
uns mit dem Gedanken trösten: das Schicksal
wollte ihren Tod.

Die letzten Thränen weihten die Sterblichen der hingeschiedenen Sitta. Als ihr Körper in die Gruft gesenkt ward, rief Aga Rassed: O wie Recht hattest du, weiser Hadia: **den edlen Willen lohnt nicht immer gute That!**

Said

oder

nach seinem Berufe muß man Wünsche äußern.

Tief hatte sich in dem Herzen Giemschids, des edelsten Regenten Persiens, die Weisheit und Redlichkeit eingeprägt, mit welcher sein Vezier Rustivan ihm in den verwickeltesten Geschäften seiner Regierung Beistand leistete. Das Hinscheiden dieses seines trautesten Freundes und Rathgebers war ihm der schmerzlichste Verlust. Er verehrte nicht allein sein Andenken durch manche stille Thräne, sondern glaubte auch den Verdiensten seines Günstlings, die er wegen seines allzu-

früh erfolgten Todes nicht angemessen belohnen konnte, die gerechteste Huldigung widerfahren zu lassen, indem er gegen den nachgelassenen Sohn desselben, einen muntern und blühenden Jüngling, die für dessen Vater gehegten großmüthigen Gesinnungen fortdauernd zu äußern den Vorsatz nährte.

Es waren daher kaum einige Monate nach Rustivans Tode verflossen, so ließ Giemschid dessen Sohn nach Hofe berufen. Er empfing Said, so hieß der Jüngling, mit der Milde eines zweiten Vaters. Nachdem er ihn einige Zeit um sich behalten, ließ er ihn endlich eines Tages vor sich bringen. „Du, Said,“ redete ihn der Kaiser an, „hast in Rustivan einen Vater, ich aber einen Freund verloren. Den Vater will ich bei dir vertreten. Möchtest du einst meinem Sohne, dem Erben meiner Macht und meines Thrones, das seyn, was mir dein Vater war, dann wird Persien seinen Verlust vergessen können.“

Auf diese nachdrückliche Aeußerung winkte Giemschid einem der Satrapen, und gab ihm den

Auftrag, den jungen Rustivan auf ein einige Parasangen von Ispahan belegenes Lustschloß hinzubegleiten, wo Dentistan, der Sohn Giemschids, sich zu dem Berufe, ein würdiger Herrscher seiner Völker einst zu werden, unter der Aufsicht seiner Lehrer bildete. Giemschied verband mit dem Vorsatz: daß Said in Gesellschaft des Thronerben seine jugendlichen Jahre hinbringen, seinen Geist bilden und sich mit Kenntnissen aller Art ausrüsten sollte, zugleich die Absicht, durch diesen Umgang in der noch biegsamen Denkart seines Sohnes jene Neigung für freundschaftliches Vertrauen entwickelt zu sehen, für welche das Herz der meisten Fürsten selten empfänglich zu seyn pflegt.

In Kurzem gewann Said die Liebe des Thronerben. Keinen Theil des Tages konnte Dentistan ohne seinen Gespielen hinbringen. In den Lehrstunden war es ihm mit Fleiß, und in den Erholungsstunden mit Zeitvertreib nur Ernst, wenn Said daran Theil nahm.

Angenehm flohen zwar dem Fürsten und dem Günstling in ihrem Umgange gegenseitig die Tage hin; allein bei Weitem nicht so zweckmäßig, daß

jeder sich seiner Bestimmung gemäß bildete. Was an Erziehung und Unterricht Dentistan zu Theil ward, wich keinesweges sehr von demjenigen ab, was den meisten Fürsten in der Art beigebracht wird. So strenge auch Giemschids Befehle waren, seinen Sohn in keiner seiner Launen und Kaprizen irgend eine Nachsicht zuzugestehen, so hielten sich doch seine Erzieher, aus Ehrfurcht gegen den Stammhalter des persischen Thrones verpflichtet, nur allzuoft die Strenge, welche ihnen zur Schuldigkeit gemacht worden war, hinten an zu setzen. Diese Schonung ward daher auch Said zu Theil.

Beinahe gleich an Jahren, wurden sie nun auch gleich an Denkart und Handlungsweise. Genuß des Lebens war der Strebpunkt, nach welchem ihre lebhafte Phantasie in einem Zustande hingestimmt werden mußte, wo ihnen die Aussicht vorgehalten ward, einen jeden ihrer Wünsche dereinst befriedigen zu können. Er ward der herrschende Trieb, dem sie alle ihre Strebungen zur Bildung ihres Geistes und ihrer einstmaligen Bestimmung unterordneten. Zu spät bemerkten die, denen die Erziehung des Fürsten anvertrauet war, welche

Triebfeder sie in ihrem hohen Zöglinge herrschend werden ließen. Sie konnten ihrer Spannkraft nichts entgegensetzen, die Natur behauptete ihr Recht. Sie hat lange Nachsicht mit der Kunstfertigkeit der Menschen, die ihr aufhelfen will; allein sie weicht selten, wenn diese einen Fehler begangen hat.

Der Zeitpunkt kam heran, wo Giemschid glaubte, daß seinem Thronerben der Aufenthalt am Hofe zuträglicher seyn möchte. Er berief daher Dentistan und Said zu demselben, verabschiedete die Lehrer, und richtete für seinen Sohn einen eigenen Haushalt ein, bei welchem Said nicht vergessen ward.

Es muß sich dem Scharfblicke Giemschids bald verrathen haben, daß die Richtung, welche die Denkart Dentistans erhalten hatte, keineswegs von der Art war, wie sie einem Thronerben geziemte. Er fand zwar, daß es seinem Sohne an jenen Tugenden nicht fehlte, die das Andenken des Regenten in den Augen seiner Unterthanen verherrlichen; daß Großmuth, Milde, Offenherzigkeit die strahlenden Tugenden seines

Herzens waren; indeß alle diese lobenswerthen Neigungen schienen ihm keinesweges festen Grundsätzen untergeordnet zu seyn.

Welche Uebel vermag nicht ein Fürst mit dem besten Herzen zu stiften, wenn er das Gute bloß übt, weil er das Böse nicht kennt, und wenn er ohne Wahl Großmuth und Milde verschwendet. Die Erziehung, welche die mehresten Fürsten genießen, bildet in ihnen den Hang, keinen ihrer Augenblicke durch irgend einen unangenehmen Vorfall, durch irgend ein Leiden verbittert zu sehen, und es ist ihnen kein Mittel zu kostspielig, kein Aufwand von Kräften zu großzählig, das oder den sie nicht aufzubieten geneigt seyn sollten, um jenem Hange zu genügen. So dachte Giemschid ungefähr über Dentistan.

Er erinnerte sich aus seiner Jugend zwar, daß diese allgemein dem Großen eigene Schwäche auch ihm zu Theil ward; allein glücklicher Weise führte ihm das Schicksal einen Vezier in Rustivan zu, der durch seine Erfahrung und seine Kenntniß der Welt der ihm eigenen Unbefangenheit eine Gränze zu setzen vermochte. Als Ru-

stivan der Vertraute seines Fürsten ward, suchte er auf mannichfaltige Art und Weise Mittel hervor, seinem Gebieter oft Mißtrauen gegen sich selbst einzuflößen. Dadurch machte er ihn aufmerksamer auf sich selbst, lehrte er ihn das Bedürfniß eines offenherzigen Freundes kennen, und gewöhnte er ihn endlich zu einer Gewandtheit in seinem Thun und Lassen, die für den Fürsten von ersprießlichen Folgen ist.

In Rustivans Sohne vermißte Giemschid ganz dies Talent. Er schien eben ein solches Spiel seiner Neigungen zu seyn, als Dentistan. Seinen Umgang hielt er für seinen Sohn desto nachtheiliger, da sich in ihrer beiderseitigen Denkart und Handlungsweise eine unzertrennliche Verwandtschaft gebildet hatte; so daß, wenn einer von ihnen fehlte, vorauszusehen war, daß der Andere gewiß folgen würde.

Die Anhänglichkeit Dentistans an Said war für Giemschid eine große Besorgniß. Er wußte nicht, wie er diesen Jugendfreund von seinem Nachfolger trennen sollte, ohne gegen Rustivan eine Ungerechtigkeit zu begehen, und ohne seinem

Sohn einen kränkenden Verlust durch diese Trennung zu schaffen. Er erwog bei sich selbst einige Tage und Wochen, wie Said beizukommen, um in ihm eine Charakterseite zu entdecken, wodurch er sich bei sich selbst entschuldigen konnte, daß er ihn an der Seite seines Sohnes ließ, oder ihn von ihm entfernte. So viel hatte er endlich bei sich entschieden, daß, wenn er Saids Denkart eine andere Richtung zu geben vermögend wäre, er in Rücksicht seines Umganges mit Dentistan beruhigt seyn würde. Dieser Gedanke bestimmte ihn endlich mit Said das Aeußerste in dieser Rücksicht zu versuchen. Keine Schwierigkeiten vermochten seinen Vorsatz rückgängig zu machen, da er sich theils aus Achtung gegen das Andenken Rustivans, theils aus Pflicht gegen den Erben seiner Macht dazu verbunden fühlte.

Said ward eines Tages plötzlich zu Giemschid gerufen. Er erschien im Gemach des Kaisers. Mit ehrfurchtsvoller Miene trat er vor seinen Wohlthäter und Gebieter. „Weg mit dem Ernst," rief ihm der Sultan zu. „Die aufrichtigste Offenherzigkeit fordre ich von dir. Du ent-

scheidest in diesem Augenblick über deine künftigen Tage. Du weißt, was ich dir in deinem Vater schuldig zu seyn glaube. In deiner Belohnung wünschte ich die seinige ihm zu ertheilen. Sag', äußere mir daher den äußersten Wunsch deines Herzens, den Strebpunkt aller deiner Hoffnungen. Das Schicksal hat mir heut' in diesem Talisman, der meinen Finger ziert, die göttliche Kraft verliehen, jeden Wunsch meines herzlichsten Freundes zu genügen. Was könnte mir näher am Herzen liegen, als den Sohn Rustivans glücklich zu sehen? Nun wähle und sprich!"

Der milde, vertrauliche Ton, in welchem der Kaiser sprach, munterte Saïd selbst zu einer seltnen Offenherzigkeit auf. „Der Thron der Welt," sprach er, „werde meinem Gebieter. Mir verleihe das Schicksal Reichthum, und zugleich ewiges Leben, damit ich mit heiterm Sinn ihn stets darauf regieren sehe."

Reichthum und ewiges Leben? fiel der Kaiser ein, und seine Miene nahm zugleich einen gewissen Ernst, eine gewisse Strenge an. Fürwahr!

Ein Wunsch, ganz deiner Denkart angemessen, ganz, wie ich ihn erwartete. Geh'!

Der nachdrückliche Ton und Blick des Kaisers machte einen lebhaften Eindruck auf Said. Der Gedanke ward ihm gegenwärtig: daß er durch seine Offenherzigkeit, durch seinen Wunsch, die kaiserliche Eigenliebe beleidigt habe. Was that ich auch? *Meine Aeußerung verräth* dem Sultan, dachte er, daß dem Vasallen etwas über die Liebe seines Fürsten gehen kann. Das wähnte der Sultan nicht, das muß er mir verübeln. Wie konnte ich auch den Offenherzigen am Throne spielen!

Die Gunst des Kaisers sich verscherzt zu haben, glaubte er gewiß. Hierüber hätte er sich aber beruhigt, wenn er nicht solche Folgen für sich zu befürchten gehabt hätte, die ihm bei seiner Liebe zum Leben und Wohlseyn peinigend seyn mußten. Mit dieser *in* ihm wogenden Gedankenreihe zog er sich in sein Gemach zurück. Sie ward immer lauter in ihm, er wiederholte sie sich wörtlich in einem Selbstgespräch und behielt sie im Geiste gegenwärtig, bis die Nacht

herankam, und er sich auf sein Lager warf. Unfehlbar hätte ein sanfter Schlummer seinen innern Kampf mit sich selbst bis am Morgen unterbrochen, wenn nicht eine hohle und dumpfe Stimme ihn, nachdem er einige Stunden in demselben versenkt war, aufschreckte.

„Said! Said!“ rauschte es in sein Ohr. Er schlug die Augen auf. Das ganze Gemach schien ihm in Flammen zu stehen, aus welchen ihm eine Gestalt entgegenstrahlte. Die hellleuchtende Flamme verlor sich allmählig und es ertönte von neuem die Stimme: „Said! Said! Glücklicher Sohn des glücklichsten Vaters! der im Schoße Mahomeds die Freuden der Ewigkeit genießt, mich sendet der große Prophet zu dir. Der laute Wunsch deines Herzens ward auch ihm kund. Es kämpft jetzt in dir der Gedanke, durch ihn die Gunst deines Kaisers dir verscherzt zu haben. Beruhige dich. Ich komme in des Propheten geheiligten Namen in dieser dem Schicksal geweihten Stunde zu dir. Dein Mund soll mir verkünden, welchem von beiden: der Gunst des Kaisers, oder dem Reichthum und ewigem Leben, du den Vorzug giebst. Eins soll dir

nach deiner Wahl, nach deinem Ausspruche werden!“

Said schwieg.

„Du schweigst?“ fuhr die Stimme fort. „Glücklicher Sterblicher! Willst du das eiserne Schicksal über deine Tage walten, den Zeitpunkt dahin schwinden lassen, der vielen Millionen nicht beschieden ist, um dir deine Glückseligkeit zu gründen? — Rede! Sprich! Die Gunst des Fürsten oder Reichthum und ewiges Leben?“

Es ward eine Stille, und der Gedanke drängte sich in Saids Geist hervor: der Fürsten Gunst ist hinscheidend wie der Sonnenstrahl am Wintertage.

Die Stimme rief ihm wieder zu: „ich sag' dir zum letztenmale Said, sprich!“

Said faßte einigen Muth, und sprach leise die Worte: Reichthum und ewiges Leben!

„Werde dein!“ entgegnete ihm die hohle Stimme.

Ein fernes Rauschen ließ sich hören. Helle Flammen erleuchteten wieder das Gemach. Die Gestalt verlor sich vor Saids Augen und ließ einen

Strom sanfter Wohlgerüche hinter sich, deren narkotische Kraft Saids Sinne berauschten, und ihn wieder in tiefen Schlaf versenkten.

Erst am hellen Morgen erwachte Said. Wie staunte er, als er in seinem Schlafgemach umherblickte und Schätze mannichfaltiger Art vor sich ausgebreitet fand. Edelsteine, Gold und Silber von unschätzbarem Werthe, Baarschaften in unzählbarer Menge füllten das weitgeräumige Zimmer. Said traute kaum seinen Augen. Er hob sich von seinem Lager, eilte zu den Schätzen und überzeugte sich nun, daß das Schicksal seiner Wünsche Unterthan sey? — — —

Mit unverwandtem Blick schritt er unter den aufgehäuften Schätzen umher; eine reinpolirte goldene Tafel strahlte seinen Augen entgegen. Er heftete seinen Blick darauf und las die Worte: Ewiges Leben vereinigt sich mit dem Besitze dieser Schätze. Der Mißbrauch derselben kann ihren Genuß nur durch einen dem Tode ähnlichen Schlummer unterbrechen.

Neue Freude lebte in Saids Busen auf, als er sah, daß mit diesen Schätzen ihm ewiges Leben ward; daß es kein Traumgesicht war, das ihn täuschte. Wonnetrunken blickte er umher, um seine Freude mit einem lebenden Wesen zu theilen; allein es herrschte tiefe Stille. Keiner seiner Sklaven ließ sich blicken. Selbst Hassan, seinen treuesten Begleiter, der ihm von seinem Vater schon in seiner Kindheit zugegeben war, sah er nicht. Er eilte daher zur Thür des Gemachs, öffnete sie und vor ihm stand — Hassan.

„Ich wagte es nicht, mein Gebieter!“ begann Hassan, „Euch aus Eurem sanften Schlummer zu wecken, um Euch eine traurige Nachricht zu hinterbringen. Der Sultan hat Euch den Hof verbieten lassen, und giebt Euch die Weisung, Euch neun Parasangen von Ispahan zu entfernen.“

Das scheint dich sehr niederzuschlagen, mein lieber Hassan! fiel Said ein. — Doch tröste dich. Mir kann des Kaisers Huld jetzt gleichgültig seyn. Ich werde nun zu leben erst beginnen. In der Einsamkeit, wohin mich der Kaiser bannt, soll mir ein Ispahan hervorgehen. Komm nur her,

Hassan, sieh' diese Schätze, die Gold- und Juweelenhaufen, sie wiegen des Sultans und Persiens Schätze auf. Du theilst das Glück mit mir.

Hassan ward beauftragt, ein schönes, großes Landhaus einrichten zu lassen, es mit allen Bequemlichkeiten, die der Orientale kennt, zu versehen. In Kurzem war es im besten Stande und Said begab sich dahin.

Ein jeder Wunsch seines Herzens ward ihm hier genügt. Für Gaumen, Herz und Geist boten sich ihm von allen Seiten Freuden dar. Die Pracht, der Glanz seines Haushalts übertraf bei weitem das, was der Kaiser in der Art zeigte. Seine Bedürfnisse beschäftigten die ganze Gegend, und brachten sie in Aufnahme. Selbst in Ispahan unterhielt man sich von dem bedeutenden und glänzenden Haushalte Saids. Er zog die Aufmerksamkeit aller Großen auf sich, und die Höflinge fragten einander so oft und mit solcher ernsthaften und bedenklichen Miene: woher Said wohl zu solchen beträchtlichen Einkünften gelangt seyn möge? daß der Kaiser sich bewogen sah, ihn fragen zu lassen: wodurch er solchen Aufwand

bestreiten und woher er die Schätze bekommen haben könne?

„Durch eine Erbschaft,“ erwiederte Said.

Hassan hörte die Unwahrheit und erröthete. Said bemerkte es und äußerte lächelnd: „der Mann, der mir sein Vertrauen entzieht, bedarf auch nicht des meinigen. Der Kaiser muß mit dieser Antwort sich begnügen.“

Wer weiß! fiel Hassan mit Nachdruck ein. Der Kaiser verdiente —

„Du wirst bedenklich, Hassan. Ich lasse mich das nicht kümmern. Reich' mir eine Flasche Schiraswein; wir wollen uns des Kaisers Gunst beim Glase träumen.“

Hassan willfahrte ihm. Said leerte eine Flasche, und ehe man es sich versah, fiel er in einen tiefen Schlummer.

Said erwachte. Zwei Sklaven saßen an seinem Lager. Kaum öffnete er die Augen, so sprangen die Sklaven auf und riefen voller Freude: Gelobt sey Alla! Gepriesen der große Prophet! Unser Gebieter ist endlich erwacht! Ihre lauten Aeußerungen zogen mehrere Sklaven herbei.

Endlich erschien auch Hassan. Voller Freude eilte er auf seinen Gebieter zu: daß Ihr, Said, endlich erwacht seyd! rief er. Zwei ganze Wochen seyd Ihr in tiefen Schlummer versenkt gewesen. Nichts konnte Euch erwecken.

„Zwei Wochen?“ fiel Said ein.

Mächtige, erstaunenswürdige Dinge haben sich seitdem zugetragen. Persien war in Gefahr, seinen Sultan, den edlen Giemschid, zu verlieren. Ein gemeiner Sklave war zur Verübung des Meuchelmords erkauft. Man hat ihn ergriffen. Er hat bekannt. Seitdem ist Siri-Mulahi, der Großvezier, enthauptet und über seine ganze Familie der Bann verhängt. Auch Euch verkündigt dieser Befehl des Sultans, — den Hassan vorzog und Said überreichte, — daß Ihr Euch bei Eurem Leben nicht von diesem Hause entfernen sollt.

„Wohl!“ rief Said gelassen, — „doch zwei ganzer Wochen geschlafen?“ dachte er. „Was hab' ich denn begangen? — Was kümmerts mich auch. Ich wache doch wieder.“ Beruhigt durch diesen Gedanken, sah er mit offenem Blick in den ihn umgebenden Haufen umher. Ein unbekanntes Gesicht

fiel ihm auf: „Wer ist denn der junge Fremdling dort?“ fragte er Hassan.

Es ist, erwiederte Hassan, ein Sklave, den ich dieser Tage für Euch kaufte. Einer ist vor acht Tagen gestorben, und er soll dessen Stelle ersetzen.

Said betrachtete ihn. „Ein sanftes Geschöpf!“ rief er gegen Hassan gewandt. „Woher?“

Ich mag in ihn nicht länger dringen, erwiederte Hassan. Mir will er nichts gestehen. — Macht Euch das Geschäft, mein Gebieter. —

Hassan entfernte sich, alle folgten ihm, nur der junge Sklave blieb.

Unverwandt blieb Saids Blick auf den jungen Sklaven geheftet. Er merkte in seinen Gesichtszügen einen neuen immer wiederkehrenden Reiz, der ihm nicht an Ort und Stelle zu seyn schien. Sein fester Blick entwaffnete den Muth des Jünglings. Er schlug die Augen nieder, erröthete und entwickelte noch größern Reiz.

Said warf sich auf ein Polster. „Tritt näher!“ rief er dem Jünglinge zu. „Wie heißt du?“

Ali.

„Dein Vaterland?“

Der Jüngling stockte und fiel zu seinen Füßen.

„Was ist dir?“ rief Said betroffen. Er sah den Jüngling schärfer unters Kinn, und wie staunte er, als er den schönsten wallenden Busen eines Weibes erblickte, und in dem jungen Sklaven ein liebenswürdiges weibliches Geschöpf entdeckte.

Kannst du einem schwachen, weiblichen Wesen verzeihen? Darf ich auf deine Nachsicht hoffen, edler Mann?

Er hob das Weib von der Erde, zog sie neben sich auf das Polster, und nur die Neugier riß ihn aus der Betrachtung, in welche ihn ihre Reize versenkt hatten. „Wer bist du?“

Du siehst vor dir das unglücklichste Mädchen, das nur an deiner Seite wieder einer glücklichen Stunde entgegen zu sehen hoffen darf. Ich bin Zulima, die Tochter des unglücklichen Siri-Mulahi. Ueber unser Haus hat der Kaiser das schrecklichste Urtheil gesprochen. Mein Vater ist dem Schooße seiner Familie durch den schmählich-

sten Tod entrissen worden; seine Angehörigen sind zur Verweisung verdammt. Auch ich sollte dieser Gegend längst den Rücken zugewandt haben; allein ich bin fest entschlossen, eher dem Tode entgegen zu eilen, als mich von dem zu entfernen, der mir das Theuerste in diesem Leben ist. Ohne ihn hat dieses Leben für mich keinen Reiz.

„*Du liebst etwa* —?“ *fiel Said ein.*

Zu dir, edler Mann, floh ich her. Vergönn' es Zulima, an deiner Seite ihre kummervollen Stunden zu vergessen, und in der Einsamkeit, in welche du gebannt bist, mit dir frohere Augenblicke hinzubringen, als ihr bisher zu Theil wurden.

Bei diesen unbefangenen und rührenden Aeußerungen entfalteten sich vor Said die tausendfaltigen Reize Zulima's. Sein Blick war an ihr ganzes Wesen gefesselt; doch wußte er sich noch nicht in ihre Aeußerungen recht zu finden. Mit einer gewissen Verlegenheit sprach er: „ich beneide den Glücklichen, den deine Liebe krönt, Zulima!“

O wenn ich deß versichert bin, Said, fiel Zulima mit Entzücken ein, dann finde ich auch an deiner Seite den Schutz, um den ich dich anflehe. Said hält mich seiner Liebe werth! rief sie. Said, für den mein Herz schon einige Monden schlägt, nach dem ich schon so oft schmachtete, sieht mich nicht mit gleichgültigen Augen. O, Zulima ist glücklicher, als sie hoffte!

„Ist es möglich, Zulima!“ fiel Said ein; „ich wär' der Gegenstand deiner Liebe? Mächtiges Schicksal! Willst du mich ganz glücklich sehen? Opfertest du mir Siri-Mulahi auf, um seine Tochter, das liebenswürdigste Geschöpf, von den Fesseln zu befreien, die sie verhinderten, den Weg zu mir zu nehmen und mich ihre Reize sehen zu lassen? Zulima mein!“ — Hier schloß er sie in seine Arme.

Dich, Said, fuhr Zulima fort, traf oft ungesehen von dir mein Blick. In dir sah ich den Mann, den ich meiner Liebe würdig hielt. Entfernen sollt' ich mich jetzt weit, weit von Ispahan. Von dir wollte mich das Schicksal entfernen. Ich trotzte seiner. Ich warf mich in diese

Sklavenkleider, und fand auf diese Art Mittel, mich dir zu nähern, um dich nie wieder zu verlassen.

Dies Geständniß Zulima's schmeichelte nicht allein Saids Selbstsucht, sondern er fühlte sich auch in ihrer Liebe glücklich. Er dachte sofort an die schöne Zukunft, die sie ihm bereiten würde. Ein unerschöpflicher Quell von Reiz fesselte ihn täglich fester an Zulima. Sie nahm in seinem Herzen die erste Stelle ein, und von allen Weibern, die er liebte, war sie die erste, der er die Herrschaft über sich verlieh. Glücklicher Mensch, dem die Liebe eine Fessel schafft!

Der Tag erschien, an welchem Said ganz glücklich werden sollte. Er wird Zulima nun sein nennen, das schönste Band wird seine Liebe krönen. Ein großes Fest sollte den Tag verherrlichen. Alles, was das Herz zu erfreuen, die Sinne zu berauschen vermochte, mußte Hassan verschwenden, um an diesem Tage zu dem himmlischen Genuß einzuladen, der den Sterblichen auf dieser Erde zu Theil wird. Selbst Said war von der Fülle des Genusses berauscht. Sein Lieblings-

getränk, der Schiraswein, bereitete ihn zu den süßen Freuden vor, die seiner in den Armen Zulima's erwarteten. Der Tag der Freude endigte sich mit der frohen Stimmung aller Theilnehmer. Der Abend kam heran und Said bestieg an der Seite Zulima's sein Lager. Seine berauschten Kräfte raubten ihm alles Bewußtseyn und er versank in einen tiefen Schlummer.

Said erwachte. Er staunte, als er Zulima nicht an seiner Seite fand. Er erhob sich von seinem Lager und horchte. Eine tiefe Stille herrschte. Er rufte, und in dem Vorgemach entstand ein Geräusch. Eine Hause Sklaven drängte sich an die Thür und öffnete sie. Said erstaunte, eilte ihnen entgegen. Mit Verwunderung ward er von allen empfangen. Einer that es dem Andern an Aeußerungen der Freude über die Erscheinung ihres Gebieters zuvor. Auch Hassan, von den lauten Aeußerungen der Sklaven herbeigelockt, trat hinzu. Er bemerkte Said in ihrer Mitte. Auch er staunte und eilte seinem Gebieter entgegen, bewillkommte ihn und äußerte übermäßige Freude über sein Wiedererscheinen.

Said stand wie angewurzelt. Er wußte nicht, was er von dieser Aufnahme denken sollte, und äußerte gegen Hassan darüber seine Verwunderung.

„Fünf Jahre, drei Monate und sechs Tage sind es nun,“ begann Hassan, „daß Ihr, mein Gebieter, Euch aus unserm Kreise mit Zulima auf Euer Lager zurückgezogen habt, und uns durch einen festen Schlaf, während der Zeit, gleichsam entrissen waret.“

Ist's möglich! rief Said. Und Zulima —?

„Zulima ist, leider! nicht mehr. Die Geburt eines Sohnes, den dir der Himmel erhalten hat, kostete ihr das Leben.“

Bei diesen Worten ließ Hassan seinem Gebieter einen muntern Knaben überreichen. Said nahm ihn aus des Sklaven Händen. Sein Anblick rief ihm Zulima's Bild zurück. Er fühlte nun erst die Wunde, die ihm das Schicksal geschlagen hatte, durch einen Thränenstrom feierte er nun das Andenken an Zulima. Er erinnerte sich lebhaft der Freuden, die er in ihrem Kreise genossen hatte, und schmählte mit dem Schicksal,

daß es ihm den schönsten Genuß seines Lebens entrissen habe.

Said begann nun über die Hinfälligkeit der menschlichen Freuden nachzudenken; beinahe hätte sich in ihm der Hang zu einem der Beschauung geweiheten Leben entwickelt, wenn nicht das lebhafte Gefühl für Genuß wieder in ihm losgestürmt und den Trieb zu Freuden aufgeregt hätte, die ihn ganz von sich selbst abbrachten.

Allmählig ward seine Phantasie mit Vorstellungen von dem Genusse solcher Freuden erfüllt, welchen nur sein großer Reichthüm genügen konnte. Er gerieth auf den Einfall, einen Theil seines Wohnsitzes in einen himmlischen Aufenthalt verwandeln, und alle jene Freuden dahin verpflanzen zu lassen, welche der große Prophet dem Rechtgläubigen in jenem Leben verheißt.

Hassan erhielt dazu den Auftrag.

Bei den veranstalteten Festen, Trinkgelagen und Freudenmahlen, die den Aufenthalt verherrlichen sollten, hatte Hassan nicht vergessen, die vom Mahomed im Paradiese verheißenen Hourris einführen zu lassen. Die liebenswürdigsten weib-

lichen Schönheiten sollten die Sinne fesseln, und sich beeifern wechselseitig den Himmel auf Erden zu schaffen. So ward denn von Hassan Alles angeordnet, um den geheimsten Wünschen seines Gebieters zu begegnen.

Der Tag kam heran, an welchem Said verkündigt ward, daß *nun alle* Vorbereitungen getroffen *wären*, um ihn in den Wohnungen der Seligkeit zu empfangen. Saids Erwartung ward nun bei weitem übertroffen. Auf die überraschendste Art ward er zu Genüssen eingeladen, die ihm noch fremd waren, und allen diesen Freuden setzte Zemi, eine der schönsten Zirkassierinnen, die jemals den Händen der Natur entschlüpfte, die Krone auf.

Zemi empfing den wonnetrunkenen Said in ihren Armen, als andere Reize ihr Anziehendes für ihn erschöpft hatten. An ihrer Seite fand er sich endlich an Genuß übersatt. Seinem Herzen blieb kein Wunsch mehr, und er zog sich in eins der Boskette zurück, um bei einer Flasche Schiraswein seine Kräfte für neuen Genuß zu sam-

meln. Hier war es aber, wo ihn wieder ein Schlummer überfiel.

Beim Erwachen blickte Said auf. Es herrschte eine tiefe Stille um ihn her. Nur einen Sklaven bemerkte er in einiger Entfernung von seinem Lager. Er winkte; der Sklave erschrak und lief davon.

Said staunte. Er hob sich von seinem Lager, und eilte dem Fliehenden nach. Des Sklaven Zittern brachte mehrere Bewohner des Landsitzes in Bewegung. Einige Sklaven umringten Said; der älteste von ihnen trat hervor und begrüßte ihn.

„Ich bin," redete er seinen Gebieter an, „noch der Einzige von allen den Sklaven, der Euer Wiedererwachen erlebt. Dank sey dem Propheten! daß ich Euch nach zwanzig Jahren wieder lebend vor mir sehe. Zwanzig Jahr und vier Wochen habt Ihr geschlafen."

Ist's möglich! rief er verwunderungsvoll.

Kaum war er noch einige Augenblicke über seinen langen Schlaf in Nachdenken versenkt, so sah er eine ehrbare weibliche Gestalt auf sich zueilen, die ihn umarmte, ihm die Wange streichel-

te, ihn liebkoste und sich über sein Auferstehen freute.

„Wer seyd Ihr?“ fragte Said und entwand sich ihren Umarmungen. „So führt mich doch zu Zemi! Zu ihr!“

Ich bin ja Zemi, rief die weibliche Gestalt. Kennst du mich nicht mehr? Dies waren sonst meine Gespielinnen.

Said erhob sein Auge und erblickte einen ganzen Troß abgelebter weiblicher Geschöpfe, die ihn mit ihren kreischenden Stimmen, blinzenden Augen und dürren Händen bewillkommten.

„Wie?“ fragte Said, „du Zemi? dies meine Weiber? Verlaßt mich! Hassan komme!“ rief er verdrossen.

Hassan! riefen mehrere Stimmen. Den, fuhr Zemi fort, deckt schon fünf Jahre die Erde.

„Wie? Hassan tod?“ rief Said betroffen.

O, du bist, sprach Zemi, dem braven Manne viel schuldig. Er starb einen verwünschten Tod für dich.

„Für mich?“

Dein

Dein eigner Sohn stieß ihm den Dolch in seinen Busen.

„Mein Sohn? Wo ist der Bösewicht?"

Mit ihm hatte Hassan zu kämpfen, daß du nicht für todt geachtet und zur Gruft bestattet wurdest. — Dein Sohn strebte nach deinem Reichthum, und wollte sich dessen bemeistern. Eines Tages kam er mit seinen Spießgesellen her, gewaltsam sich in dein Gemach zu drängen, und seinen Vorsatz zu vollenden; wir leisteten ihm alle Widerstand. Hassan war am lautesten gegen ihn, und ihn traf deines Sohnes Dolch. Er fiel; wir geriethen alle außer uns. Unser Schreien, unser Wehklagen brachte deinen Sohn außer Fassung. Er wagte es nicht, weiter vorzudringen, sondern raffte bloß, was er habhaft werden konnte, zusammen, und ging davon.

In eine düstere Stimmung wurde Said durch diese niederschlagenden Begebenheiten versetzt. Lebhaft schien er den Verlust des Freundes zu empfinden, mit Schaudern dachte er sich die Bosheit seines eigenen Sohnes, und mit dem

traurigen Bilde der Vergänglichkeit folterten ihn die Gegenstände seiner ehemaligen Freude — die hingewelkten weiblichen Schönheiten.

Seine Denkart nahm plötzlich eine ernste Richtung an. Jene hinwallende Biegsamkeit im Genusse der Lebensfreuden, schien in ihm erstarrt zu seyn. Er stand, wußte nicht, was er denken, empfinden oder wünschen sollte. Er war sich selbst gleichsam entrissen, und nur die Betriebsamkeit Zemi's, ihren Gebieter wiederum zu irgend einigem Genuß einzuladen, verscheuchte in ihm etwas von dem Starrgefühl, das sich seiner bemeistert hatte.

Zemi's Benehmen war von der Art, daß sie bei Said gleichsam dadurch die Stelle Hassans ersetzte. Sie hatte einen Grad von männlicher Kraft in ihrer Denkart und in ihren Aeußerungen. Wenn sie von Zeit zu Zeit in eine gewisse Lebhaftigkeit gerieth, verlieh ihr das glänzende Feuer ihrer Augen eine Spur ihrer ehemaligen Schönheit, einen gewissen würdevollen Reiz, der Said zu einer achtungsartigen Empfindung ge-

gen Zemi hinriß. Es war Zemi nicht allein ein Leichtes, sich zum Meister über den unselbstständig gewordenen Said zu machen, sondern er fand sich selbst durch ihre unermüdete Aufmerksamkeit in einen so bequemen Zustand versetzt, daß er ihr gleichsam selbst die Hand dazu bot.

Er schien beinahe unter ihrer Leitung zu leben, und fand so etwas Beruhigendes und Sanfteinwiegendes in dieser Art zu seyn, daß er in Zemi sich das ehrwürdige Bild einer Mutter dachte.

Bei diesem stillen und zufriedenen Leben nahmen nun seine Kräfte wieder eine gewisse Spannung an. Er begann sich allmählig zu fühlen. In manchen Augenblicken kehrte bei ihm jener Geist der Selbstständigkeit ein, der Zemi es oft einsehen ließ, daß er sich ihrer Aufsicht zu entziehen geneigt seyn möchte.

Einen gewissen Grad von Besorglichkeit mußten ihr daher diese an Said bemerkten Spuren der Selbstständigkeit erregen, und man kann

sich wohl denken, daß sie in ihm jede Neigung dazu nicht allein zu unterdrücken, sondern auch jede Veranlassung dazu von ihm zu entfernen suchte.

Wenn Saïd in dieser Rücksicht etwas bemerkte, so mußte es ihm oft ein gewisses Mißtrauen gegen Zemi erregen, und ihn veranlassen, ihr Benehmen *nicht allein* mit aufmerksamen Blicken zu verfolgen, sondern auch Manches in demselben dafür anzusehen, was ihm den Verdacht erregte: als suche sie über seine Neigungen den Meister zu spielen.

Gedanken gingen oft in Worte über. Said ließ zu Zeiten sein Mißfallen laut werden. Zemi wähnte es öfter an ihm zu bemerken, als er es wirklich äußerte, und so kam es oft zwischen beiden zu Wortwechseln, durch welche die Ruhe gestört ward, die eine Zeitlang Saids Tage beseelte.

Diese grämliche Stimmung, in welche Said versetzt ward, mußte seinem Charakter eine zweiseitige Richtung schaffen. Bald war er die Sanft-

muth und Güte selbst; bald neigte er sich zu einem Jähzorn, der nichts zu schonen sich berechtigt hielt, und von seinen Untergebenen mußten viele bei aller Nachsicht, die er mit einigen hatte, die größten Grausamkeiten von ihm erdulden.

Eines Tages sah ihn Zemi mit einem gezückten Dolch auf einen Sklaven zueilen. Saids Blick verrieth ihr, daß es um den Unglücklichen geschehen seyn möchte. Sie eilte daher hinzu und trat Said in den Weg. Mit Unwillen sah er sich von ihr in seinem Vorhaben gestört, und wüthend warf er Zemi den Dolch entgegen. Er traf sie. Ohnmächtig fiel sie zur Erde. — Said wandte den Blick von seiner übereilten That hinweg, und zog sich in sein Gemach zurück.

Eine wohlbesetzte Tafel lud Said, kurz nach diesem Vorfalle, zu einem Mittagsmahle ein. Der Schiraswein fehlte keinesweges an derselben. Der Genuß berauschte ihn, und er verfiel in einen tiefen Schlummer.

Said erwachte. Neben seinem Lager erblickte er mit einer eiskalten und stieren Miene einen Unbekannten sitzen.

„Wer bist du?“ fragte Said.

Vermag Said noch zu sprechen? fiel der Unbekannte ein.

„Warum sollte ich das nicht?“ erwiederte Said.

Wenn man fünf und zwanzig Jahre, fuhr der Unbekannte fort, seiner Sprache sich nicht bedient, hätte ich nie geglaubt, daß man noch Meister derselben seyn würde.

„Hab' ich etwa fünf und zwanzig Jahre —“ begann Said.

Geschlafen habt Ihr fünf und zwanzig Jahre, fiel der Unbekannte ein.

„Wo ist denn Zemi?“ fragte Said.

Zemi hat an der Wunde, welche Euer Dolch ihr beibrachte, noch viel und mancherlei dulden müssen, versetzte der Unbekannte, bis sie endlich den Schmerzen unterlag, und in die Wohnung der Seligen hinüberging.

„Also auch Zemi ist dahin!“ rief Said mit einem schmerzlichen Nachdruck.

Ich wundere mich, daß Ihr noch Zemi's Andenken so lebhaft Euch —

„Zemi's?" rief Said aufgebracht. „Eine jede Handlung meines wachenden Zustandes steht lebhaft vor mir. Ach! wenn ich deren Folgen überdenke, so sind wenige Freuden das Erbtheil meines Lebens. — Doch, wer bist du?"

Ich heiße Miri, erwiederte der Unbekannte. Mein Vater widmete sein Leben der Weisheit. Er suchte nur die Räthsel zu lösen, die unsern Weisen seit ewigen Zeiten in dem verhüllten Gange des Schicksals aufgegeben worden sind. Er forschte den geheimen Kräften der Natur und ihrem Wirkungskreise nach. Die Art Eures Seyns, Said, gab seiner Forschbegierde eine neue Richtung. Ihr waret zwanzig Jahre der Gegenstand seiner Beobachtung. Der Tod entriß ihn seinem Vorsatze. Ich ward als Knabe schon von ihm in die Hallen der Weisheit eingeführt, und seine Stelle vertrete ich seit seinem Tode an Eurem Lager. Fünf Jahre sitzt Miri schon hier, betrachtet Euch, und denkt über Euer Schicksal nach.

„Und was hast du erdacht, Miri?“ fragte Said.

Daß Euer Schicksal, erwiederte Miri, das Schicksal jedes Menschen ist.

„Mir ward ewiges Leben!“ rief Said mit einigem Trotze.

Und was wißt Ihr aus Eurem ewigen Leben? fragte Miri.

Hier stand Said an zu antworten. „Wohl hast du Recht,“ begann er endlich, „weiser Fremdling! Was ich aus meinem Leben weiß, läßt sich füglich in eine kurze, kurze Zeit zusammendrängen.“

Habt Ihr gelernt, fuhr Miri fort, in Eurem langen, langen Leben besser zu seyn, als jeder andere Mensch? — So viel ich gehört habe, sollt Ihr bloß das Spiel Eurer Leidenschaften gewesen seyn. Wahrhaftig! Hierzu bedürft Ihr keines längern Lebens, Said, als —

„Läßt mir das Schicksal Zeit zu mir zu kommen?“ erwiederte Said. „Schlummerte ich nicht den größten Theil meines Lebens dahin?“

Die Vorsicht ist sehr weise, sprach Miri ferner. Ihr solltet nicht Fehltritte auf Fehltritte häufen. Sie handelte für Euch, sie verheißt Euch ein schlafendes Leben, um Euch den Abgang Eurer Besinnungskraft zu ersetzen. — Glaubt übrigens, was Euch, als schwachen Menschen, das Schicksal an ewigem Leben verliehen, wird Euch wieder an Genuß entzogen. In dem vielen Unangenehmen, das Euch in der Verkettung Eures Schicksals wiederfahren, wird Euch das verbittert, was Euch mehr an Freuden zu Theil wird.

„Wozu diese Verkettungen, diese Verdrehungen des Schicksals?“ fiel Said ein.

Euer Wunsch ward Euch erfüllt, versetzte Miri. Euch ward ewiges Leben, so wie dem Sterblichen nur werden kann, der immer nach Befriedigung seiner Leidenschaften hascht.

„Und der Genuß wird mir verbittert!“ rief Said.

Weil Ihr einem Alles verschlingenden Ungeheuer gleichet. Ihr wollt nur immer genießen. Und indem Ihr nun demjenigen, was um Euch

ist, keinen Genuß zu Theil werden laßt, und Euch ob der ununterbrochenen Vernichtung der Gegenstände Eures Genusses härmet, kann Euch, selbst beim ewigen Leben, keine dauernde Glückseligkeit bleiben.

„Es wird sich also mit mir nicht ändern?“ fragte Said.

Es kann sich nicht ändern, wenn Ihr Euch nicht selbst ändert. Der Genuß ist vorüberwallend. Das Andenken an ihn genügt uns nicht. Und was bleibt uns denn vom längsten, längsten Leben als — das Andenken? Indeß, der Sterbliche hat Gelegenheit, seinem Bewußtseyn einen guten Grund zu legen. Nicht die Erinnerung an das, was wir waren, macht uns glücklich. Wahre Glückseligkeit schafft uns das Andenken an Dinge, die durch uns, durch unsere Wirksamkeit, waren. Das Schicksal mag ihren Untergang bereitet haben: uns bleibt das Bewußtseyn, mit einer gewissen Selbstverleugnung ihr Daseyn erhalten zu wollen. Der gute Wille giebt uns ein größeres und ausgebreiteteres Daseyn, als irgend

Etwas. Mit dem Bewußtseyn eines guten Willens schätzen wir uns immer glücklich, haben wir, selbst in der Erinnerung, den trefflichsten Genuß. Und der fehlt Euch —

„Der gute Wille? — Besitzest du diesen Talisman, Miri?“

Ob ich ihn besitze, das weiß Alla. Doch mir wurden kärglich, kärglich die Mittel vom Schicksal zugemessen, ihm zu genügen.

„Und mir?“

Besitzet Ihr nicht Reichthum und Schätze genug, um jeden Genuß zu schaffen, den die Natur den Sterblichen auf dieser Erde verlieh? — Theilt denen mit, welchen die Natur Kräfte und Mittel versagte, sich dergleichen zu erfreuen; reicht denen Euren Ueberfluß, welchen ihr Daseyn eine Last ist; und Euer guter Wille erhält einen festen Grund.

„Was hegst du für Zweifel gegen meinen guten Willen? Gleich will ich zusammenraffen von den Schätzen, die mir wurden. Ich will sie

aufsuchen die Unglücklichen, die ihrer bedürfen. Ich kann wirklich sehr viel missen."

Das lehrte Euch Euer langes, langes Leben.

„Ich bin abgestumpft gegen meine eigene Glückseligkeit."

Die Anderer wird Euch ergötzen —

„Die Anderer *wird mich ergötzen?*" dachte Said. „Was zögere ich, mir eine frohe Stunde zu schaffen?"

Stracks eilte er von Miri's Seite, und begab sich in sein Gemach, wo ein Vorrath seines Reichthums war. Dort raffte er so viel zusammen, als er fortbringen konnte. Schwer belastet und mit schnellen Schritten wollte er Miri vorbeieilen.

Miri trat ihm in den Weg. „Nicht so rasch, Said!" rief er. „Auch das Gute zu üben, muß Zeit und Stunde haben. Ihr wagt Euer Leben, wenn Ihr Eure Wohnung verlaßt. Kurz ehe Ihr erwacht seyd, hat Dentistan sein irdisches Leben vollendet. —"

Wie? Dentistan ist verschieden? fiel Said bestürzt ein.

„Er hat nicht lange regiert. Zwei Jahre sind es ungefähr, daß er dem großen Giemschid folgte. Dentistan war ein guter Fürst; allein der übermäßige Genuß berauschte ihn oft, zehrte seine Kräfte auf. Er ward die Geißel seines Lebens, ohne daß er es wußte, und sein früher Tod schuf ihm den schönsten Lorbeer.“

O mein jugendlicher Freund! bist auch du mir entrissen! rief Said. Wie ein Unbekannter, ein Fremdling, werde ich nun in Ispahan umherirren.

„Noch,“ fuhr Miri fort, „muß das ganze Land um Dentistan in tiefe Trauer versenkt seyn. Keiner darf sich während eines Zeitraumes von ein und zwanzig Tagen außer seiner Wohnung zeigen. Gewerbe und Verkehr müssen zu ruhen scheinen. Selbst den Arzt würde nur die Gefahr, die es mit seinem Kranken hat, entschuldigen, ihn zu besuchen. Noch achtzehn Tage fesseln uns an diesen Befehl unsers neuen Sultans Kursistan.

Er ist ein strenger Regent, der in der Schule Giemschids groß geworden."

Noch achtzehn Tage! rief Said. Wie viel des Heiles muß er nicht dem Wohlthätigen entziehen!

„Den Vater seines Volks betrauren," sagte Miri, „leiht der Seele das größte Heil, sind des Kaisers Worte."

Nicht die des Propheten, entgegnete Said. Wie vielen der Dürftigen kann dieser Zeitraum nicht das Daseyn kürzen? — Nein, Miri, ich will nicht zögern. Der Gedanke ist in mir zur That geworden. — Doch, ich bin Fremdling in Ispahan. Wo finde ich die wahren Dürftigen und Leidenden? Der Unverdiente entlockt mir vielleicht die milden Gaben. Du mußt fort, Miri. Verkleide dich, kündige dich als Arzt an, durchlaufe die Hütten und Kabanen der Armen und Leidenden. Hier hast du Baarschaft. Vertheil' es unter sie. Mach', daß du fortkömmst.

„Dem guten Willen," fiel Miri ein, „kann ich nicht widerstehen."

Miri machte sich auf, nahm die Baarschaften von Said in Empfang und ging. Sehnsuchtsvoll sah der Rückkunft seines Freundes Said entgegen. Er zitterte für den ihm theuer gewordenen Freund, der seinem Herzen neue Nahrung schuf.

Der Abend kam heran, Miri stellte sich wieder ein. Mit offenen Armen eilte ihm Said entgegen. Er sah seinen Freund gerettet. Hoch hob sich sein Busen empor, freudig schlug ihm das Herz, als er vernahm, was Miri mit seinem Gelde für Heil und Glück bereitet, und welche Segenswünsche ihm von denk- und fühlbaren Wesen geopfert würden.

Der Morgen brach kaum an, so erwachte Said. Er eilte zu Miri's Lager. Belastet mit Gold stand er vor ihm. Miri mußte das Lager verlassen, ins Freie eilen und großmüthige Thaten üben.

Es war ungefähr am vierten Abend, da erharrte Said vergebens seinen Freund. Noch spät trat, statt Miri, ein Aga in Saids Gemach, der

ihm die niederschlagende Nachricht brachte: daß man Miri, als Uebertreter des Gesetzes, festgenommen habe, und zur Verantwortung ziehen werde. Die Kundschafter des Kadi hatten zugleich ausgesagt, daß Miri sich jeden Morgen aus Saids Wohnung entfernt habe, und am Abend wieder dahin eingekehrt sey. Es ward daher Said durch den Aga bedeutet, den andern Morgen sich beim Kadi einzufinden, und ihm Auskunft wegen seines Verhältnisses mit Miri zu ertheilen.

Im Voraus sah schon Said, welche Gefahr Miri drohte. Er wartete daher nicht den andern Morgen ab, sondern eilte noch am späten Abend nach dem Gefängnisse, um seinen Freund dort zu sehen, und wo möglich zu sprechen.

Einige Geschenke öffneten ihm die Pforten des Gefängnisses. Er erblickte seinen Freund, und eilte in seine Arme. Zu seinem großen Schrecken vernahm er von Miri, daß er sich bereits als schuldig erklärt habe, und seinem Urtheil entgegensehe.

„Ist's möglich!" rief Said, „daß du meiner ganz verschonen konntest, Miri? War ich es nicht,

der

der dich verleitete, gegen des Kaisers Gesetz zu handeln? Glaubst du, daß ich ruhig und kaltblütig deine Verurtheilung ansehen werde? Doch dahin soll es nicht kommen. Ich glaube noch etwas zu vermögen. Meine Schätze sollen dir dein Gefängniß öffnen.“

Wie? fiel Miri ein, wollt Ihr, Said, das Beispiel geben, für Geld sich ein Recht zu kaufen? Mich soll hier nichts entfernen, als das Gesetz. Ich habe mich unter seinen Schutz begeben. Es wallte über mein Leben und meinen Tod.

„Ich werde das Aeußerste versuchen, Miri!“ entgegnete Said. „Deine Standhaftigkeit soll mich nicht zur Fühllosigkeit stimmen.“

Er umarmte seinen Freund, und verließ ihn. Stehendes Fußes eilte er zum Kadi. Vergebens verschwendete er alle seine Beredsamkeit, um die Unschuld seines Freundes zu erweisen. Vergebens bot er ansehnliche Summen, um den Kadi für seinen Freund zu stimmen. Umsonst verdoppelte, verdreifachte, vervierfachte er sie. Der Richter blieb nicht allein unbeweglich, sondern entließ ihn so-

gar mit einigen Aeußerungen von Unzufriedenheit.

In einer unruhigen Stimmung eilte nun Said zu seiner Wohnung zurück. Hier hatte er Muße, über das Schicksal seines Freundes reiflich nachzudenken. Ihn schauderte vor dem Gedanken, seinen Freund als das Opfer seiner Tugend fallen zu sehen, und schreckte die gewaltige Fessel, die das Schicksal seinem guten Willen angelegt hatte, für seinen Freund nichts zu vermögen.

„Mit meinen Reichthümern,“ dachte er, „vermag ich ihn nicht zu retten. O könnte ich es doch mit meinem Leben! — Gabst du mir, Schicksal, ewiges Leben, um mich ewig mit dem Gedanken zu quälen: des Freundes Tod sey mein Werk? — Was helfen mir meine Schätze, wenn ich dem Unglücklichen nicht damit beistehen kann? Was nützt mir ewiges Leben, wenn ich dem besten Freunde den Untergang bereiten muß? Miri hat mich meine Bestimmung kennen gelehrt, und das Schicksal ist grausam genug, in mir dies Bewußtseyn unterdrücken zu wollen.“

Es war schon spät in der Nacht, als Said sich diesen Betrachtungen überließ. Ermüdet sank er auf sein Lager zurück, und ein sanfter Schlummer unterbrach seine Gedankenreihe. Er genoß dessen nicht lange, so weckte ihn ein dumpfes Geräusch. Sein Auge ward von lichten Flammen geblendet, die in seinem Gemache dahinrauschten. Die Züge einer genialischen Gestalt entwickelten sich in denselben, und deutlich wurden ihm die Worte zugerufen: „Ueber dein Leben, Said, waltet zwar keines Sterblichen Macht; allein die Todesstunde deines Freundes kann deine Tage enden, wenn dein Wille dir nicht widersteht.“ Die Flammen verlöschten, und die Gestalt verschwand.

Said dachte über den Sinn der Worte nach. „O!“ rief er, „ich bin noch stark genug, dem Leben zu entsagen. Stirbt Miri, so folg' ich ihm. Kann ihn mein Leben retten, so bring' ich's zum Opfer ihm.

Der Tag brach an. Said blickte mit Ungeduld der Stunde entgegen, wo er sich für seinen Freund beim Kadi verwenden konnte. Zu seiner

größten Bestürzung vernahm er, daß derselbe, nach der Strenge der Gesetze, das Todesurtheil gegen Miri erkannt, und seinen Ausspruch bereits dem Kaiser zur Vollziehung überschickt habe.

Bei dieser Nachricht ermannte sich Said. Sein Entschluß war gefaßt, das Aeußerste für seinen Freund zu wagen. Er eilte zum Pallast des Kaisers. Es war *ein Tag, an welchem* jedem der Zutritt zum Throne offen stand, und es war daher ein Leichtes für Said, sich bis zum Kaiser vorzudrängen.

Der Glanz, der den Thron umgab, blendete Saids Auge. Er wagte es nicht, auf den Kaiser zu blicken. Er warf sich an den Fuß des Thrones. „Verleih', großmächtigster Sultan! Gnade deinem Knechte," sprach er. „Gegen Miri ist das Todesurtheil verhängt. Sein Vergehen veranlaßte ich. Ich verdiene den Tod, und er Verzeihung. Hier liegt Said am Fuße deines Thrones und erwartet sein Urtheil."

Der Kaiser winkte. Ein dumpfes Gemurmel ertönte durch die Hallen. Einer der Satrapen

eilte davon. Said wähnte, daß man im Begriff sey, ihn den Händen seiner Henker zu übergeben. Er sah standhaft dem rückkehrenden Satrapen entgegen, dem ein Jüngling mit gezogener Klinge folgte. Kaum erblickte dieser Said, so warf er die Klinge von sich, und eilte freudevoll auf ihn zu. „Said!“ rief er, „kennst du noch deinen —“

Himmel! Dentistan! fiel Said ein, du lebst? Und er lag in seinen Armen. Endlich blickte er auf, und erkannte auch dessen Führer. Hassan! rief er, auch du lebst? Wo bin ich?

Eine Seitenthür öffnete sich. Das Geräusch zog Saids Blick dahin. Er sah seinen Freund Miri an der Seite seiner Geliebten Zulima hereintreten. Said stand betroffen da; er trauete kaum seinen Augen, als Miri sich an des Kaisers Thron zurückzog, sein Gewand abwarf, und er in ihm den Großvezier Siri Mulahi erkannte, der ihm die liebenswürdige Zulima, seine Tochter, übergab.

Zulima sank in Saids Arme. Staunen und Bewundern durchkreuzten dessen Bewußtseyn. Sein

Auge blickte endlich nach dem Throne hin, und er sah Giemschied mit frohem lächelnden Blicke sich von demselben erheben. Freude berauschet riß sich Said von Zulima loß, und eilte zu des Kaisers Füßen. Empfindung lähmte seine Zunge.

„Ich begreife leicht, was du fühlen mußt, Said," sagte ihm Giemschid. „Du siehst hier aber keine Zauberei vor dir. Ein simpler Schlaftrunk, den du *in* dem von dir genossenen Schiraswein gereicht erhieltst, schuf dir diese Täuschung, welcher du jezt entrissen wirst. Deine Aeußerungen überzeugen mich, daß ich dadurch meinen Zweck bei dir erreicht habe. Du hast kaum so viel Tage seit deiner Verweisung verlebt, als du wähnst Jahre hingebracht zu haben. Die große Wahrheit scheint dir gegenwärtig zu seyn: daß nicht jeder befriedigte Wunsch den Menschen glücklich macht; und daß vielmehr durch Entbehren der Mensch Genüsse kennen lernt, die seiner würdig sind, die ihn in seinen Augen veredeln und ihn dem göttlichen Wesen gleich handeln lassen. Du bist nun auf dem Wege

mit dem großen Gedanken: den Menschen nur ein Mensch zu seyn, alle deine Handlungen hienieden zu beseelen, und endlich alle deine Wünsche deinem Berufe unterzuordnen. — Nun erst, Said, halte ich dich werth, dich als Freund und Gehülfen des Erben meines Thrones und meiner Macht aufzunehmen, und dich einen würdigen Sohn meines Rustivan zu nennen."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ascher, Saul,

Orientalische Gemälde

Berlin 1802

P.o.germ. 55 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104755-3